

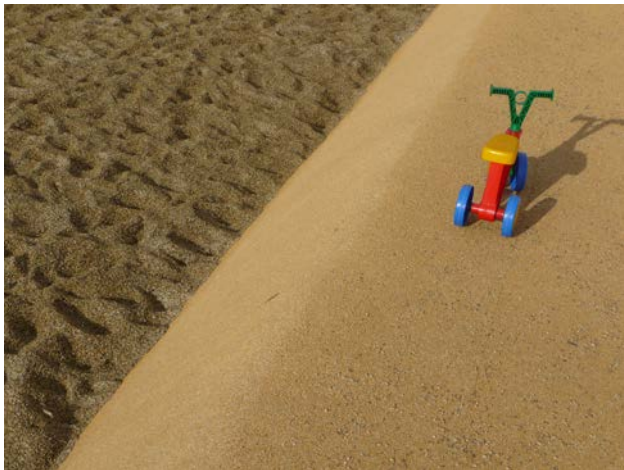
www.freio4-publizistik.de, # 5/2014

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (1) Göttlicher Freiraum

**Der Außenraum. Der öffentliche Raum. Freiraum:**

**Wolfgang Bachmann beginnt mit einer Kolumne, die der konkreten Leere das Göttliche abgewinnt.**



Bahndeckelgestaltung in München, Arnulfpark  
(Bild: Wolfgang Bachmann)

Für Kinder ist es eine Ortsangabe: draußen. Es ist die Antwort auf die Frage der Erwachsenen: Wo bist du gewesen? Und weil dann unvermeidlich weitergebohrt wird, was das Kind gemacht habe, kennen auch alle schon die Antwort: nichts. Draußen bedeutet also eine konkrete Leere, in der man etwas anstellen kann, aber nichts macht. Ein Freiraum sozusagen. Denn als Gott Himmel und Erde erschuf, hat er uns eigentlich nur das Draußen hergestellt. Von Kultur, gar Architektur war nicht die Rede. Es dauerte dann ziemlich lange, bis die Menschen sich eingerichtet, also etwas Haltbares gebaut hatten, und das sah an allen Orten der Welt anders aus, die Globalisierung war ja noch unbekannt. Dabei offenbarte sich allerdings eine agnostische Gottferne, denn – eigentlich bis heute – fehlt der weise Rat des Schöpfers, man denke nur an die Probleme mit dem Wärmedämmverbundsystem.

**Doch der Reihe nach** Als die Menschen den Hausbau so halbwegs beherrschten, waren sie froh, wenn sich ihr selbst gebautes Gehäuse halbwegs vor der Witterung schützen und etwas beheizen ließ. Glasfenster galten schon als technischer Luxus.

Da wäre niemand auf die Idee gekommen, das mühsam errichtete Haus mit einem Balkon zu versehen. Der Bauer war ohnehin den ganzen Tag auf dem Feld, der setzte sich zum Feierabend nicht hin, um in die Landschaft zu schauen. Und der Tagelöhner war schon froh, wenn alle Kinder ein eigenes Bett bekamen. Nur die Menschen, die repräsentativen oder kontemplativen Berufen nachgingen, also Fürsten und Bischöfe, ließen sich Häuser bauen, die sie mit Veranden, Loggien und Terrassen erweiterten. Aber auch dort sielten sie nicht in der Sonne, sondern nahmen nur die Huldigungen ihrer Untertanen entgegen.

Andreas Meichsner |  
Europäischer Architektur-  
fotografiepreis 2007,  
„Mein Lieblingsplatz“



Hier wollen wir die zähe Chronologie der Baugeschichte verlassen und in die Gegenwart eilen. Wir überspringen die Erfindung der Freizeit, der Sommerfrische, der großen Ferien, ebenso die Charta von Athen und schauen, wie man sich gegenwärtig mit dem Draußen, also dem unbebauten Dazwischen, in unseren Städten beschäftigt. Denn je stabiler die Architektur wurde, um so wagemutiger kultivierten die Menschen die Außenräume, um sich in keine meteorologische Quarantäne begeben. Was zunächst ein simpler Schirm leistete, schaffen jetzt ingenieurmäßige Markisenkonstruktionen, deren Takelage einer Hochseeyacht zur Ehre gereichen würde. Bei Gartenlokalen weiß man, Stoffdächer sind nur Vorboten der nächsten massiven Erweiterung, sozusagen Mock-ups, die den künftigen Istzustand simulieren. Vor einigen Jahren drängten weiße Sonnenzelte in die Vorgärten, sie erinnern mit ihren lasziven Spitzdachkonstruktionen an morgenländische Sultanate.

Aber wir sind in Europa. Um den ganzjahrestaughlichen Freisitz zu sichern, wurden Heizstrahler und -pilze erfunden, und seit einiger Zeit hat man in den Stadt-Cafés Decken angeschafft, als wollte man zusammen mit dem Roten Kreuz obdachlos gewordene Mitbürger versorgen. Wohin man auch schaut: Die Häuser öffnen sich, man kokettiert mit dem Daneben. Irgendwie hat das wohl mit der Erfindung des Latte macchiato zu tun. Nicht auszuschließen, dass ein Zusammenhang besteht zwischen Heizpilzen und Espressomaschinen, vielleicht wegen der Abwärmenutzung. Es geht also, um auf den Ausgangspunkt unser Überlegungen zurückzukommen, um das Draußen. Wir sehen eine Hinwendung zur Schöpfung, zum Ursprung unseres Seins. Wo warst du, was hast du gemacht? fragt man die Tochter, die erst am Nachmittag aus der Schule nach Hause kommt. Draußen. Nichts. *BCH*

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (2) ... vor der Tür

**Der Vorgarten als „Visitenkarte“: Dieser Teil des Draußens prägt den Straßenraum und wird doch von den Prämissen des Privaten geprägt. Und dabei überrascht immer wieder das geradezu Grotteske.**



Enrico Duddeck: „Im Brennpunkt“ –  
Europäischer Architekturpreis 2013

Wenn sich jemand ein Haus baut, ein freistehendes Einfamilienhaus, das Dreiviertel der Deutschen als ihre liebste Wohnform betrachten, dann sucht er das Private. Er will Abstand und sich nicht von der Straße auf den Küchentisch sehen lassen. Aus diesem Grund wurde der Vorgarten erfunden. Hier wird niemand in der Sonne liegen oder Gemüse pflanzen, der Grundstückstreifen dient lediglich als eine Art natürlicher Läufer, der entweder zum Passepartout des Gartens gehört und die weitere geschmackvolle Freiraumkultur ahnen lässt oder – vor allem beim Reihenhauses – als urbanes Biotop die Natur beispielhaft ausstellt.

Da man sich damit der Öffentlichkeit zeigt, lässt man besondere Sorgfalt walten, bisweilen werden ganze Themenparks auf kleinstem Raum verwirklicht. Neben ausgesuchten Grünpflanzen gehören obligatorisch dazu Gartenzwerge, Tierdarstellungen (Rehe, Löwen), kleine Brunnen, Windmühlen und eine modellhafte Infrastruktur für die Singvögel. Auch Ausflüge in andere Kulturkreise werden immer beliebter, China und Mexiko stehen auf der Skala ganz oben. Vielfach wird auch das Los einer anonymen Stadtwohnung damit wettgemacht, wenn die Bauherrschaft Tröge, Kübel, Wagenräder und historisches Ackergerät in ihr Freilichtmuseum vor der eigenen Haustür platziert. Der Vorgarten ist die Visitenkarte, heißt es.

Deshalb muss vor allem auf Sauberkeit geachtet werden, dass da kein Unkraut wuchert oder irgendwelche gartenfremden Schnipsel herumfliegen! Besen, Laubrechen, besser Laubpuster, wie die dröhnenden Kampfdüsen verniedlicht werden, gehören zur Basisausstattung.

Der Vorgarten des 21. Jahrhunderts: dem Automobil als Kult geopfert  
(Bild: Ursula Baus)



Mittlerweile hat man das Problem professionellen Gartenbauern anvertraut. Ein für allemal. Sie liefern altersloses Edelstahl für Zäune und Geländer, da blinkt es klinisch sauber, als wollte man die Natur mit riesigen Zahnspangen korrigieren. Statt des undankbaren Rasens hat man auf einer wurzelresistenten Folie bleichen Splitt verteilt, der flächendeckend als Straßenunterbau akzeptiert würde. Nur an einigen mit Feingefühl ausgesuchten Stellen dürfen sich ein paar winterharte Gewächsminiaturen im Schotterbett behaupten. Aber das Schönste ist, das bleibt alles so für Jahrzehnte. Irreversibel der Natur enteignet.. *BCH*

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (3) Hundeleben

**Das Verhältnis zwischen Mensch und Tier beschäftigt alle Kategorien des Fühlens, Wahrnehmens und Denkens. Das Tier im öffentlichen Raum ist Gefahr, Umweltverschmutzer und Kommunikationsfaktor.**

**Und im Sprachgebrauch charmant vermenschlicht als: Hundeleben.**



Gerade ist das Auto als Umweltverschmutzung gegen die Industrieinteressen positioniert, erweist sich das Haustier als Problem.  
(Bild: Ursula Baus)

Wenn Waldi muss, führt ihn Frauchen nach draußen. Dreimal am Tag. Wir haben das von unserem Esszimmerfenster aus gut im Blick. Frauchen raucht dann, vielleicht ist das der Hauptgrund für ihren Spaziergang und Waldi nur das Alibi. Ihre Strecke bleibt überschaubar, eine Zigarettenlänge reicht, bis der alte Langhaardackel irgendwo sein Geschäft erledigt hat. Frauchen trägt dann unauffällig eine kleine Plastiktüte mit.



Dass man den Kot von seinem Vierbeiner einsammeln muss, regeln kommunale Gesetze. Manche Halter sind darüber empört, weil sie doch Hundesteuer zahlen. Aber man weiß jetzt immerhin, dass es zum Beispiel In Berlin 110.000 Hunde gibt, die zusammen täglich 55 Tonnen Kot produzieren. Wo man den hinschaffen soll, gerade wenn man unterwegs ist, beschäftigt hin und wieder die Gerichte, weil es sich ja um keinen Abfall handelt. Papierkörbe sind dafür jedenfalls nicht gedacht.

Allein die Vorstellung, die warmen Hundexkreme mit einem Tütchen zu ergreifen, es umzustülpen, zu verknoten und damit loszuspazieren, hält mich davon ab, ein Haustier anzuschaffen. Hat man dann eigentlich eine saubere und eine schmutzige Hand? Was ist, wenn man kurz nach dem Aufsammeln seinem Chef begegnet, darf man ihm die Hand reichen? Oder gar das Tütchen, weil man gerade zwei Hände braucht für Hund und Schirm und Kinderwagen?

Kürzlich beobachtete ich aus einem Straßencafé, wie eine elegante Dame mit kurzem Kostüm, Lackpumps und Sonnenbrille ihren Struppi aufs Pflaster defäkieren ließ. Na, und jetzt, junge Frau? Sie öffnete ihr Handtäschchen, entnahm einen farblich passenden Handschuh, ging zierlich in die Knie und las das Häufchen schicklich auf. Irgendwie habe ich den Hund beneidet.

Das schlimmere Problem, auch dazu erwähne ich unseren Zeugenstand am Esszimmerfenster, sind die Kerle, die ungeniert in Hauseingänge und Vorgärten pinkeln. Es werden immer mehr. Aber das ist steuerlich nicht erfasst. Ob die Gemeinden dafür nicht auch irgendwelche Beutelspender aufstellen könnten?



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (4) Eingeparkt

**Park und Parkplatz – das Automobil plagt die Stadt ja nicht nur als Benzinschlucker, sondern auch als Flächenfresser. Verteidigen die Einen jeden Baum und jedes Grünleckchen in der Stadt, bilden die Anderen gleich eine Bürgerinitiative, wenn ein Parkplatz einem Baum weichen soll.**

**Mal ehrlich: Der Parkplatz offenbart die Antiquiertheit individueller Mobilität!**



(Bild: flickr)

Was hätte sich wohl Schinkel unter einem Parkplatz vorgestellt? Oder noch besser: Lenné, Sckell, Le Nôtre? Einen ausgesparten Platz innerhalb eines Parks oder einen Park in der Größe eines Platzes? Da sehen Sie, was man aus zwei alten Silben alles machen kann! Auf einem Parkplatz werden heute Autos abgestellt, dauert der „Vorgang, ein betriebsfähiges und zugelassenes Fahrzeug für unbestimmte Zeit abzustellen“, länger als drei Minuten, nennt man das Parken.

In der Stadt findet man nur schwer einen Parkplatz, das zählt zu den „urbanen Identitäten“, wie es eine Architekturzeitschrift einmal treffend bezeichnet hat. Man ist ja schon mit einer Lücke am Straßenrand zufrieden. Hier vornehmlich rückwärts „einzuparken“ gehört zu den großen Herausforderungen jeder Führerscheinprüfung.

Parkplätze werden in der Stadt gerne als Zwischennutzung nach Abrissen angelegt. Oft haben sie holprige Zufahrten, matschige Rampen, und man weiß nicht, ob die Kellerdecke darunter nicht doch einbricht. Wenn sie dauerhaft ausgebaut sind, bilden sie große Freiräume zwischen den bebauten Quartieren, aber niemand mag sie. Sind sie asphaltiert, ist der Boden versiegelt, fehlen die Bäume, stehen die Autos in der prallen Sonne. Andernfalls fallen Laub oder der „Honigtau“ der Blattläuse aufs heilige Blech, das verklebt den Lack und bildet einen Nährboden für Pilze. Deshalb wurden Parkhäuser und Tiefgaragen erfunden. Ihnen eilt der Ruf voraus, sie seien unbezahlbar teuer, weshalb um sie herum ein reger Parkplatzsuchverkehr entsteht.

Parkplätze offenbaren die ganze Antiquiertheit der individuellen Mobilität. Und was sagen unsere Landschaftsarchitekten zu der Herausforderung? Martha Schwartz, die Zaha Hadid der Grünplaner, antwortete auf die Frage, ob sie einen Garten besitze: „Nein. Ich habe einen asphaltierten Parkplatz. Ich würde mich nie um einen Garten kümmern. Ich lebe gerne in einer Stadt, ich bin keine Gärtnerin.“



Parkplatz in Travemünde  
(Bild: Ursula Baus)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (5) Wertschöpfung

**Wirtschaftswachstum, Binnenkonjunktur – wenn da nichts läuft, steht die Wohlstandsgesellschaft am Abgrund. Mit allen Hinterlassenschaften der Konsumgesellschaft verändert sich auch der öffentliche Raum, das „Draußen“. Was die privaten Haushalte nicht mehr unterbringen können, wird als Müll auf die Straße getragen und zum „Wertstoff“ nobilitiert – oder fachmännisch an einschlägige Orte getragen. Taugen Wertstoffhöfe als neue Begegnungsstätten?**



Wertstoffsammlung am Straßenrand, der ohnehin vieles verkraften muss: Wie sieht denn das aus? (Bild: Wolfgang Bachmann)

Früher ging der Vater samstags einkaufen. Er war nur für bestimmte Warengruppen zuständig, Brot gehörte dazu, Wein, vor allem Bücher und Zeitungen, die er für sich selbst mitbrachte. Meist traf er noch Bekannte, die aus demselben Grund unterwegs waren. Das verzögerte den Einkauf, weil man sich regelmäßig auf einen Espresso oder ein Glas Prosecco verständigte. Weshalb Vater nie damit betraut wurde, etwas Dringendes zu besorgen. Auch die großen Supermärkte an den Ausfallstraßen waren nicht sein Revier. Mutter pflegte zwar alles Notwendige fein säuberlich aufzuschreiben, aber Vater kam dann ohne Mangold, ohne Hirschhornsalz und Sauerkrautsaft zurück. Dafür hatte er einen Steckschlüsselsatz und ein Starthilfekabel sehr günstig erwerben können.

Heute ist das anders. Der Vater kauft im Internet, Ebay oder Amazon heißen seine neuen Geschäftspartner. Die Waren kommen in Nullkommanichts ins Haus. Aber Vaters Samstagsbesorgungen sind geblieben. Er fährt jetzt zum Wertstoffhof. Dort trifft er seine alten Bekannten. Man fachsimpelt jetzt über polymere Kunststoffe und Elektronikschrott, bevor man seine Mitbringsel in die bereitgestellten Container wirft. Bisweilen schafft Vater aber mehr Dinge nach Hause, als er eigentlich loswerden wollte. Eine alte mechanische Schreibmaschine zum Beispiel, vier LKW-Federn und eine Kabeltrommel gehören inzwischen zu unserem Hausrat. Dafür hat er einem Architekturstudenten unsere Original-Fünfzigerjahre-String-Regale geschenkt, und ein Türke hat ihm die restlichen Hartschaumplatten von unserem Dachausbau abgenommen. Das Schöne sei, sagt der Vater, dass man auf dem Wertstoffhof ungeniert Gespräche anfangen kann. Im Supermarkt wäre es völlig daneben, eine Dame wegen ihrer Einkäufe anzusprechen, etwa: Ah, sie haben auch die Breitbandnudeln gewählt, supergut. Nein, das wäre unmöglich. Aber wenn ein Mädchen seinen alten Plattenspieler in den Container hievt, da ist es völlig unverfänglich, zu Hilfe zu eilen und zu rufen: Der alte Lenco! Ich fass' es nicht. So einen hatte ich für meine Pat-Boone-Platten... Schon ist ein Kontakt hergestellt.

Einige der Wertstoffsammelstellen sind inzwischen ja auch architektonisch ansehnlich geworden. Wenn jetzt noch jemand eine Espresso-Maschine aufstellen würde, italienische Vorspeisen anbieten... Ich meine, das gehört im fortgeschrittenen Kapitalismus einfach dazu, dass man die Restlaufzeiten von Waren und Gütern ausdehnt.



Schickes Ambiente, noch ohne Espresso-Tankstelle: Wertstoffhof in der Lindberghstraße, München, gebaut von Hess, Talhof, Kusmierz (Bild: Architekten anlässlich der „Architektouren“)

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (6) Sitzung

**Bänke:** Man denkt an die schlimmsten Auswüchse unter- oder überforderter Industriedesigner, an die merkwürdigen Sortimente der Hersteller, die normgerecht herstellen müssen – was eigentlich nur ein Sitzangebot sein muss.



Foto: Wilfried Dechau

Im Plural wird es deutlicher: Ich meine Bänke und keine Banken. Es mag mit meinem fortgeschrittenen Alter zu tun haben, denn erst jetzt erkenne ich, was diese einfachen Sitzangebote als Elementarteilchen der Infrastruktur für wunderbare Zugaben sind. In der Stadt unterbrechen sie das geschäftliche Eilen, es sind Stationen für eine Auszeit, wer auf einer Bank sitzt, arbeitet nicht, es sei denn, er denkt gerade nach, aber das kann jeder behaupten.



In der Landschaft, in den Bergen stehen sie als zivilisatorische Erinnerung, man ist nicht verloren, hier waren zuvor schon einmal Menschen, die den Weg geebnet haben und mit der aufgestellten Bank eine bestimmte Aussicht empfehlen. Eine Bank ist ein Artefakt, das einen Ort setzt, ein Zeichen urbaner Dissidenz, wie es eine Architekturzeitschrift volkstümlich bezeichnen würde. Gerne ist eine kleine Tafel angebracht, die anzeigt, welchem Stifter man die Wohltat zu verdanken hat.



Fotos: Wilfried Dechau

Bei Parkbänken handelt es sich noch oft um verschnörkelte Gusseisengestelle mit weiß lackierten Leisten, darauf könnte sich schon Sissi ausgeruht haben, verbreiteter ist die unbequeme, sachliche Funktionsbank, auf der man sich ungeniert neben eine fremde Dame setzen darf.





Fotos: Wilfried Dechau

Leider wird dieses Modell zunehmend abgelöst von einer aus Rohren, Stahlprofilen und -gittern geschweißten stationären Sitzgelegenheit, die DIN-gerecht entwickelt, in einem städtischen Haushalt genehmigt und nach einem Freiraumplan platziert wird. Meist ist sie mehrfach von Armlehnen geteilt, nicht wegen der bequemeren Ergonomie, sondern um Obdachlose zu hindern, sich zum Schlafen auszustrecken.

So wie sich Architekten gerne auf Laugiers Urhütte berufen, sollten sich Designer zur Erläuterung ihrer Arbeiten auf eine Urbank berufen können. Forstleute versuchen seit geraumer Zeit, mit Stellagen aus gehobelten Stämmen der vergessenen ersten Bank nahe zu kommen. Was allerdings ein Bankert (meist „Du dreggischer Bangadd“) damit zu schaffen hat, liegt etymologisch noch im Dunkeln.



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (7) Verspielt

**Was tut man nicht alles für die lieben Kleinen! Kitas, Kindergärten, Schulen – die Bauaufgaben für den Nachwuchs addieren sich zu allem, was auf dem Spielgeräte- und Spielzeugmarkt produziert wird. Aber mal ehrlich: Was brauchen die Kinder denn wirklich fürs Kinderglück?**



Foto: Heimatkundlicher Arbeitskreis

Wenn Architekten für Kinder entwerfen, machen sie sich ganz klein. Sie bauen dann gerne krumm, gestenreich und vor allem bunt. Wenn es den Erziehern noch zu wenig kindgerecht ist, helfen sie nach und klieren die Fassaden und Fenster voll. Dann entdeckt man von weitem ein gelungenes Haus und erkennt beim Näherkommen die Wundmale der pädagogischen Höhlenmalerei: Ach, es ist eine Kita...



Psychologisch mag das alles begründet sein. Wir bleiben deshalb draußen. Allerdings sind mir Kinderspielplätze nicht in guter Erinnerung. Diese zusammengeschweißten kalten Gerüste waren anstrengend, man wurde von den Erwachsenen beobachtet, damit nichts passierte, es wurde erörtert, ob man geschickt war und wie man sich zu anderen Kindern verhielt. Fast wie in der Schule. Es ging darum „anständig“ zu spielen, den Kleineren keinen Sand in die Haare zu schaufeln, von Größeren nicht von der Wippe gestoßen zu werden und nichts kaputt oder sich schmutzig zu machen. Viel lieber spielten wir deshalb auf Trümmergrundstücken oder im Steinbruch, fällten Bäume, suchten auf den Feldern Granatsplitter oder fuhren am Güterbahnhof auf der Rangierlok mit, was streng verboten war. Abenteuer eben.



Edelstahl-Wippe. Foto: Stilum



Foto: Ursula Baus

Inzwischen haben Spielplätze eine besondere Zuwendung erfahren. Die Phase der derben Holzfällerkonstruktionen, also einer rural konnotierten Ausstattung, ist noch nicht vorüber, doch daneben finden bereits Gerätschaften aus Edelstahl Verbreitung. Manchmal sind es kunstvolle Montagen, bei denen keine kindliche Fantasie ausreicht, um zu begreifen, ob man das Teil besteigen, drehen oder kippen soll. Es sind orthopädische Skulpturen wie aus der Lehrsammlung des Deutschen Museums, die auch jeder Kunstgalerie zur Ehre gereichen würden. Aber dann gibt es die stabilen



Fast gerätefrei: Street-Football in Caracas  
Foto: Free Wikipedia

Maschinen, die an Großvaters Berufstätigkeit erinnern. Mit ihnen kann man richtig baggern, Sand in die Höhe hieven, Wasser stauen und durch Mühlräder rauschen lassen. Alles ist stabil und funktio- niert.

Da nimmt man den Enkel gerne mit und erklärt ihm, wie gebaut wird. Gut, wenn Erwachsene Spaß haben und nicht spielend verblöden.

Noch besser ist es, wenn die Kinder abends weg sind. Dann lassen sich die Spielabläufe besser koordinieren, zwischendurch kann man Stehkarussell fahren oder auf die geneigte Drehscheibe klettern. Auch die Riesenschaukel macht beim Abspringen tierisch Spaß. Man muss sich nur trauen, falls noch eine junge Mutter zusieht.

Am Strand: Sand und Wellen und ein Schäu- felchen reichen fürs Spielvergnügen – an der Nordsee inzwi- schen verboten. (Bild: privat)





**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (8) Feuchtgebiete

**Gartenglück ohne Teich? Ein städtischer Platz ohne Springbrunnen?  
Ohne Wasser scheint keine Freiraumgestaltung mehr auszukommen. Aber ist  
das Wasser, von dem wir hierzulande genug haben, im Gestaltungsrepertoire  
der Landschaftsarchitekten und Hobbygärtner wirklich gut aufgehoben?**



Wasser in der steinernen Stadt: mit Kopfsteinpflaster vom Gestalter etwas auf „alt“ getrimmt.  
(Bild: Ursula Baus)

Jakob Augstein kultiviert einen Garten, östlich von Berlin im Buckower Land. Darüber hat er ein kurzweiliges Buch\* geschrieben. Wie das Journalisten eben können, wenn sie es können: durchaus mit wissenschaftlicher Ambition, wenn er uns mit dem „unendlichen Spaß der Taxonomie, also der Ordnungs- und Klassifikationslehre der Pflanzen und ihrer Namen“ nervt, dann unterhaltsam über seine amateurhaften Erfahrungen mit Gartenwerkzeugen berichtet oder den aussichtslosen Kampf gegen den Giersch und die Befriedigung, Nacktschnecken mit einem Spatenstoß mittig zu teilen.

\* Jakob Augstein, Die Tage des Gärtners. Vom Glück, im Freien zu sein, München, 2013



Ein Gartenteich ist keine Sache für Hobbygärtner. Hier müssen Experten ran. (Foto: gartenteich-schwimmteich.de)

Augstein hat auch einen Teich angelegt. Einen richtigen, einmetersiebzig tief, damit die Kinder drin schwimmen können. Für einen solchen Aushub beauftragt man besser starke Männer, da reicht des Schreibers Hand nicht mehr. Indes warnt er vor dem Einsatz größerer Erdbewegungsmaschinen, man könne damit als Laie leicht die Hausfassade in Mitleidenschaft ziehen oder Stromkabel, Wasserleitungen und die U-Bahn exhumieren. So weit, so gut.

Zu befürchten ist, dass Augsteins bezwingende Euphorie über die Notwendigkeit eines Gartenteichs ansteckend wirkt. Dass nun belesene Häuslebauer zu schürfen beginnen und Teichfolie verlegen. Dabei gibt es in der Stadt nichts Fremderes als ein Wasserloch neben dem Haus. Der Vorgarten ist nun mal nicht Schloss Nymphenburg. Aber so eine Pfütze für den Koi scheint die Städter zu faszinieren. Sie modellieren eine Kunstlandschaft, tarnen mühsam die schwarze Gummimatte (was nie gelingt) und inszenieren ein sumpfiges, bisweilen von einem solar versorgten Brunnlein plätscherndes Feuchtbiotop. Es hat was Schöpferisches, vor allem, wenn man das Wasser wieder abschöpfen muss, weil die Folie leckt.

Nein, solche bemoosten Tümpel kommen mir nicht in den Garten, da bin ich ganz Architekt: ein scharfkantiges Bassin aus Stampfbeton, in das ein mattes Edelstahlrohr verschwenderisch frisches Quellwasser spendet, das wär's! Aber bis wir auf eine Wasserader stoßen, warten wir noch.



Der 2. Februar ist der Unesco-Welttag der Feuchtgebiete (Bild: Unesco)

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (9) Völlig losgelöst

Haben Sie noch kein SmartPhone? Warum nicht? Weil Sie das Geklingel, Gequake, Vibrationsgebrumme und Gesumme im öffentlichen Raum nervt? Peter Neitzke hatte dem Thema Bedenkliches abgerungen (siehe [http://www.freio4-publizistik.de/data/webserver/download/1411\\_Neitzke-Strassenbeobachtungen.pdf](http://www.freio4-publizistik.de/data/webserver/download/1411_Neitzke-Strassenbeobachtungen.pdf)), Wolfgang Bachmann rät zum Anarchismus.



Knapp 40 Millionen Menschen nutzen in Deutschland ein SmartPhone, also jeder zweite. Wie spannend ist es da, zur anderen Hälfte zu gehören und sich „draußen“ ohne soziales Netzwerk zu bewegen. Es ist wahrscheinlich ein wenig gefährlich, auf jeden Fall unanständig, sich wie ein Anarchist jeder zeitgemäßen Ordnung zu entziehen. Wer dem SmartPhone abgeschworen hat, kann weder angerufen werden, noch Mails empfangen. Er findet auch keine Orientierung oder Hilfe, wenn ihm etwas zustößt, er muss sich also auf die Hilfe der SmartPhone-Nutzer verlassen, darauf, dass ihn das soziale Netzwerk glimpflich auffängt.

Handys im öffentlichen Raum: ein Ärgernis?  
(Bild: Ursula Baus)





Wie lange der Staat dieser eigenbrötlerischen, egozentrischen Entwicklung zusehen will, wird spätestens vor den nächsten Wahlen virulent. Insbesondere die Geheimdienste unserer amerikanischen Freunde sehen hier Handlungsbedarf.

Natürlich reizt diese Herausforderung. Was früher die Waldläufer und Wilderer waren, sind heute die urban rangers, wie sie eine bekannte Architekturzeitschrift nennen würde. Sie erobern das Großstadtdschungelcamp auf eigene Faust und kokettieren mit dem viralen Autismus, also einer Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitungsstörung. Was sie miteinander verbindet, lässt sich schwer ausmachen, man trifft diese Partisanen in allen Gesellschaftsschichten, vorwiegend gehören sie zur älteren Generation. Das macht sie gefährlich. Im Gegensatz zu den Wutbürgern bleiben sie unorganisiert, sie entziehen sich bewusst jeder Kategorisierung.

Manche treibt die Abenteuerlust, andere der Zweifel an der Ethik des technischen Fortschritts. Sie leben sozusagen vegan in der fleischlichen Welt des Infotainments, halten aber listig Kontakt zu Funk-affinen Mitbürgern. Wenn ich etwas brauche, kann ich immer jemanden auf der Straße ansprechen, wird ein Rentner zitiert, man sieht doch schon von weitem, in welcher Tasche ihrer Nietenhose die jungen Dinger ihr Telefon klemmen haben. Die warten doch nur auf den Vibrationsalarm.

Ein glaubens- und kulturübergreifendes Kommunikationssystem bricht sich Bahn.

(Bild: Ursula Baus)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (10) Ausgeheckt

Auf Planerdeutsch gesagt, markiert eine Hecke meistens die Grenze zwischen öffentlichem und privatem Raum. Den Soziologen dient sie gern als Feldstudienobjekt für die Nachbarschaftsbeziehungen, den Vögeln als Nistplatz – perfiden und böartigen Bösewichten als Hinterhalt, aus dem sie mit dem Schießgewehr aktiv werden. Sie ist jedenfalls ein merkwürdiges Gartenstück.



Der Zaun dient als Richtebene für die Hecke – wehe, wenn sich ein Zweig zu weit aus der Ebene herauswagt, (Bild: Ursula Baus)

Man sollte die Hecke als solche nicht unterschätzen. Wissenschaftlich als Linienbiotop klassifiziert, gehörte ihre Anlage schon früh zu den bäuerlichen Kulturtechniken, um Gemarkungen abzugrenzen und einen Schutz vor rauen Winden und tierischen Eindringlingen herzustellen.

Ganz anders verhält es sich mit der in die Stadt translozierten Hecke (urban hedging). Zu ihrer Bildung werden Hainbuchen, Liguster, Weißdorn, Berberitze und vor allem Thuja-Gehölze in Reih' und Glied ausgerichtet. Es hat etwas Militärisches. Selbst





Jakob Augstein, allem autoritären Gewese unverdächtig, schreibt: „Ein Garten ist kein natürlicher Ort, sondern ein künstlicher.“ So halten es Millionen Eigenheimbesitzer, die sich mit einer Hecke gegen Passanten oder Nachbarn abschirmen. Dahinter könnten sie ja etwas aushecken, wie es Gunter Gabriel besungen hat („Komm’ hinter meine Hecke“), aber soweit will ihre Fantasie gar nicht, es genügt, wenn ihnen niemand beim Grillen auf die Bratwürste sehen kann.

Frisch in Form gebracht, aber schon etwas löchrig. Zudem hat sich in die Hecke eine fremde Pflanzensorte gemischt – ein Schock für den akkuraten Heckenfreund.  
(Bild: Ursula Baus)

Eine Hecke ist etwas anderes als ein Busch, dessen Wachstum, Vermehrung und Verbreitung mit einer geradezu passiven Hingabe verfolgt wird. Er darf sich entwickeln, man unterstützt ihn, staunt über seine eigenwilligen Verästelungen, Blüten und Früchte. Das Gestrüch, das dagegen in der Patrouille einer Hecke aufmarschieren muss, hat jede Individualität verloren. Es existiert nur noch als uniformes Glied einer grünen Ordnung, die von ihrem Besitzer geschnitten und gestriegelt wird. Ziel ist, eine möglichst gleichmäßige, undurchdringliche Abschottung zu erreichen, wobei Zierformen durchaus erwünscht sind.





Benachbarte Hausbesitzer konkurrieren gerne mit unterschiedlichen Fassonschnitten. Da sie meist nur die neuen dünnen Triebe nachschneiden und nicht die verholzten harten des Vorjahres, werden Hecken zwangsläufig immer höher und breiter, weshalb Stürze von der Leiter – bisweilen tragisch in die Zaunspitzen – zu den häufigen Unfällen der Gartenarbeit zählen.

Typisch sind die über der Einfriedung besitzergreifend auf den Gehweg wuchernden Hecken. Sie entsprechen dem Wärmedämmverbundsystem, das ja auch vor der tragenden Außenwand über die Baugrenze hinausragen darf. Ich weiß schon, warum ich keine Hecken mag.

Ist das noch eine Hecke?  
Alles wächst, wie es will  
und lugt durch den Jägerzaun – ein Ärgernis für penible Nachbarn.  
(Bild: Ursula Baus)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (11) Schwellenangst

**Der Charme der Klingelschilder einer Stadt erschließt sich nur dem Flaneur. Dem Autofahrer entgeht die Visitenkarte eines Hauses in seinem Geschwindigkeitsrausch völlig. Er traut seinem Pfadfinderinstinkt nicht mehr, sondern nur seinem Navi. Dabei offenbart das Klingelschild – oder eben nur ein gülden glänzendes Klingelknöpfchen – dem aufmerksamen Passanten eine kleine Soziologie der Stadt oder des Einfamilienhausgebietes, eine Kommunikationsgrenze zwischen Öffentlichem und Privatem.**

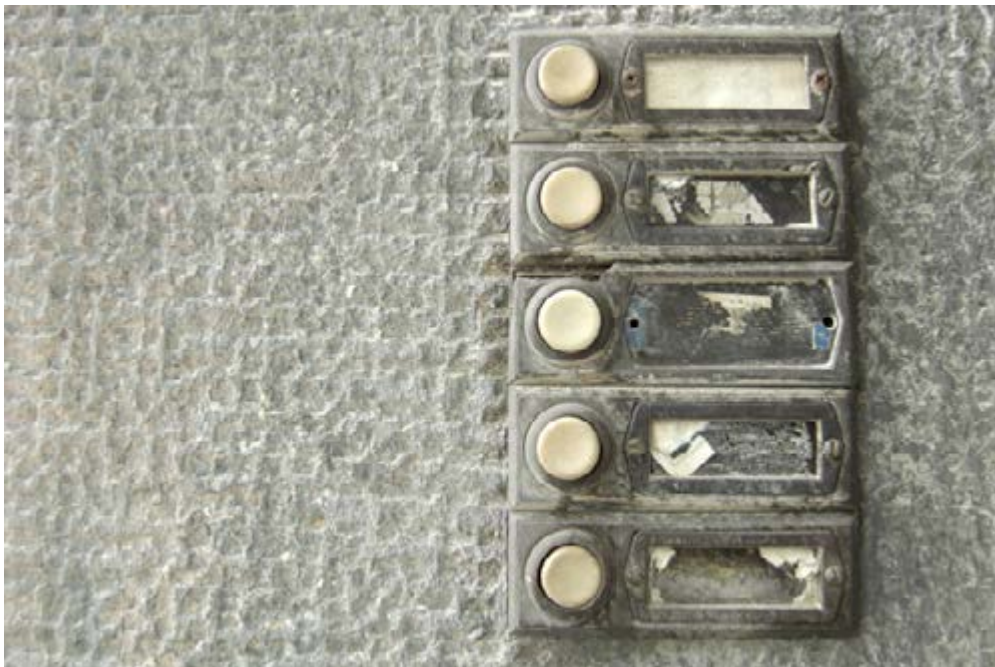


Bild: Blog

Es gibt Bauernhöfe, die waren einmal so wichtig, dass sie in Wanderkarten verzeichnet und durch Wegmarkierungen ausgewiesen werden. Selbst wenn jemand starb, stand auf dem Grabstein die Anschrift: Hier ruht die ehrengedachte Fichtnermutter vom Bucheggghof. Auch der Adel verfügte über Adressen, die jedermann kannte. An der Münchner Residenz bedurfte es keiner Klingelschilder, damit man wusste, welcher Wittelsbacher in dem illustren Gemäuer zuhause war.



Briefkasten und Klingelknopf eines Wohnhauses: Das sind Details, wie sie Nikolaus Bienefeld meisterhaft entwickelt. (Bilder: Bienefeld)

Ganz anders verhält es sich mit uns Bürgerlichen, die wir in anonymen Mietskasernen oder scheinbar individuell in einem Einfamilienhaus am Stadtrand wohnen. Hier zeigen Schilder an Klingeln und Briefkästen den längeren Aufenthalt der Bewohner an. Wenn der Eigentümer oder seine Verwaltung darauf Wert legt, erhält jeder Haushalt das gleiche Täfelchen, in das er seinen Namen prägen lassen kann. Andernfalls präsentiert sich der Eingang mit einer fantasievollen Collage aus Pappschildern, Klebezetteln und beschriftetem Heftpflaster, auf denen Briefträger und Besucher ihre grafologischen Kenntnisse prüfen können. Seit es Computer gibt, kann man sich außerdem über die gerade erhältliche Auswahl an Schriften in verschiedenen Größen und Farben orientieren. Bei Wohngemeinschaften wird jedes Mitglied mit einem eigenen Zugangscode ausgewiesen, dazu sind wie Menüfenster kommentierende Zettel angeklebt, die mitteilen, wer mit welchem Morsesignal zu erreichen ist, also zum Beispiel: Moni 2x kurz / 1x lang.

Dies ist der praktische Teil. In der bürgerlichen Welt will man sich natürlich ein wenig unterscheiden, sich präsentieren und einen Hinweis darauf geben, welche Kultur den Gast hinter der Haustür erwartet.



Kreditwürdig mag diese „Adresse“ nicht wirken – aber bewacht ist sie doch.

Kreditwürdig wirkt es, nur seine Initialen in ein stabiles Messingschild zu gravieren. Etwas Distinktion zeigt, wer zusätzlich einen akademischen Werdegang mit einem Dr. vor seinem Diktatzeichen mitteilt. Ältere Damen bevorzugen eine verschnörkelte Schreifschrift auf einem emaillierten Oval. Familien demonstrieren dagegen ihre freundliche Lebensart mit einem einladenden Satz wie: Hier wohnen die Müllers. Da wäre man neugierig, was die sonst noch machen.

Auch Emanzipatorisches verrät der Hauseingang, wenn schon die Neugeborenen auf einem selbst getöpften Fladen angezeigt werden: Stephan, Biggi, Kevin und Nadine Schedlitzky steht unter der Klingel. We are family! Dazu ein Fußabstreifer, der mit „Willkommen“ grüßt, ein Atomkraft-nein-danke-, Helge-Schneider- oder FC-Bayern-Aufkleber. Wir unterscheiden und bekennen uns. Bei den Schwaben kommt regelmäßig das Kehrwochenschild dazu. Das verbindet wieder.



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (12) Kick it like ...

**Was war das denn? 7:1 fegen Jogi's Mannen die Brasilianer vom Platz, und dann werden sie mit einem schönen Tor gegen Argentinien auch noch Weltmeister. Das gibt dem Fußball im ganzen Land Auftrieb – wer wird der nächste Stürmer, der Kloses WM-Torrekord einstellt? Also nichts wie raus und Kicken!**



Hallenfußball ist etwas für Warmduscher. Richtiger Fußball wird draußen gespielt. Früher auf Hartplätzen, bei denen man sich fast skalpierte, wenn man hinfiel. Kickte der SV Alsenborn gegen den TuS Landstuhl, standen Mütter mit Regenschirm am Platzrand und griffen ein, sobald ihr Bub gefoult wurde. Bevor man sich einer Mannschaft anschloss, spielte man auf dem Schulhof oder der Straße. Fußball war in den fünfziger Jahren so selbstverständlich wie Rauchen oder Ohrfeigen.

Fußball geht überall.  
(Bild: Ursula Baus)



Wenn ein Ball da war, setzte bei Buben automatisch ein aggressiver Reflex ein. Es wurde losgetreten. Nach Freud beweist dies das Unbehagen an der Kultur, das aus dem Versagen der Triebbefriedigung resultiert.

Jungs die nicht Fußball spielen wollten oder konnten, hatten nichts zu melden. Sie galten als behindert. Hatte ein Lehrer keine Lust für die Sportstunde, ließ er Fußball spielen. Die zwei größten Rüpel in der Klasse durften sich eine Mannschaft auswählen. Der letzte dünne blasse Bub mit Brille, der verteilt wurde, war immer ich. Es hat meine Liebe zum Fußball nicht gefördert. Allem, was damit verbunden war, ging man besser aus dem Weg. In der Umgebung der Studentenbewegung wurde übrigens auch nicht gekickt. Oder erinnert sich jemand an ein Freundschaftsspiel der Trotzisten gegen die Basisgruppen? Undenkbar. Soweit ging die Nähe zur Arbeiterklasse nicht.

Die Zeiten haben sich gewandelt, the times they are a-changin'. Intellektuelle übertreffen sich heute mit ihrem Fußballenthusiasmus. Regeln, Taktik, Namen... – das gehört zum Einmaleins des Bildungsbürgertums. Public Viewing wird als ernstes Ritual zwischen Meeting, Party und Schützenfest absolviert.

Früh übt sich, hier auf Plastikrasen in Stuttgart  
(Bild: Ursula Baus)



Architekturbüros stellen sogar eigene Mannschaften auf, vorbei die Zeiten, als nur Tennis oder Segeln als standesgemäß galt. Architekten bauen auch chice Stadien. Allerdings liegt der Zeitpunkt nicht mehr fern, an dem Fußball nicht mehr im Freien gespielt wird. Die Arenen sind fast ganz überdacht, haben ausschließlich Sitzplätze, genügend Toiletten und einen Saum von Prosecco-Logen. Der Rasen muss deshalb regelmäßig wie ein Turnierpferd massiert oder in die Sonne transportiert werden. Mit richtigem Draußen ist es vorbei. Fußball Gucken ist wie Einkaufen in der Shopping-Mall. Beides soll die Aggressionsneigung mildern und Sicherheit bieten.

Ich bin jetzt doch für Hartplätze.

Tormänner? Stürmer  
in spe? Ein Hartplatz in  
München  
(Bild: Wolfgang Bachmann)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (13) Sommersachen

**Hitzewellen, schwüle Tage! Der Schweiß rinnt, die Hüllen fallen, die Haut verbrennt. Aber wollen wir die Körperkonturen und -funktionen wirklich so sehen, wie sie uns draußen präsentiert werden?**



Bild: Ursula Baus

Unsere modernen Häuser sind gedämmt, sie werden mit Wärme und Kälte versorgt und speichern angenehme Temperaturen, damit wir uns drinnen zu jeder Jahreszeit komfortabel fühlen. Das heißt, wir können es uns aussuchen – unabhängig von glühender Hitze und klirrender Kälte –, was wir anziehen. Oder umgekehrt: Alle Kleidung wird vom Draußen bestimmt.

Nun ist wieder Sommer, und wir ertragen die Garderobe unserer Mitmenschen, mit der sie sich ins Freie begeben. Auch das ist eine Art von public viewing.



Sommersachen im öffentlichen Raum: knallend bei der Dame, kanarienvogelgelb beim Herrn – da retten sportliche Accessoires wie Badeschlappen und Tennissocken die Erscheinung auch nicht mehr.  
(Bilder: Ursula Baus, Wolfgang Bachmann)



An die völlig zerrissenen Jeans der jungen Frauen haben wir uns mittlerweile gewöhnt. Manchmal erschrickt man noch, weil man denkt, da hat jemand erfolgreich einen Vergewaltiger in die Flucht geschlagen. Kurios wird es jedoch bei den wieder entdeckten Hot Pants, die 1971 erstmal auftauchten. Diese knallengen beinlosen Hosen werden Frauen mit dem Argument angedreht, damit wirkten ihre Beine länger. Blödsinn! In diesem prallen Kleidungsstück schauen ihre Trägerinnen aus, als habe man eine Weihnachtsgans in einen Jeans-Rucksack gesteckt.

Auch Männershorts bereiten keine Freude. Sie werden zu Zeit aus weichen grauen Trikotstoffen genäht, das sieht wie Bundeswehrunterwäsche aus. Oder sie sind unsauber mit vielen nutzlosen Taschen krumpelig zusammengeheftet. Da will man nicht ausschließen, dass die armen Kinder, die diese Teile für ein paar Cent in einstürzenden Fabriken tackern, ihre eigenen Hosen verschickt haben.



Noch mal zu den Frauen. Jetzt oben. Diese schräg über einer Schulter hängenden Shirts kennen wir noch vom letzten Jahr. Das erinnert leider nicht an Carmen, sondern an eine Körperbehinderung, weil der überflüssige Stoff unter der Achsel zu linkischen Bewegungen nötigt. Aber diesen Sommer gab es noch eine Steigerung: die schulterfreien Oberteile. Leider sind sie den Roben von Rita Hayworth, Jane Russell oder Grace Kelly überhaupt nicht ähnlich. Bei deren Corsagen handelte es sich um Last abtragende, aussteifende Bauteile, wie man es jungen Architekten heute erklären würde. Es waren Etui-enge Futterale, sicher unbequem, ab hinreißend elegant. Heute werden diese weichen Lappen von einem Gummizug gehalten, nicht unähnlich den Umkleidevorhängen, unter denen man im Strandbad schicklich seinen Badeanzug wechselt. Statt Büste bauscht sich darunter ein Sofakissen-artiges Körperteil, das man sich nicht genauer vorstellen möchte.

Ich weiß schon, warum ich mich wieder auf den Winter freue.

Schulterfrei – ja. Aber Rita Hayworth trieb einigen Corsagenaufwand, bevor sie sich in die Öffentlichkeit traute ...

(Bild: Wolfgang Bachmann)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (14) Feuerzeugs

**Der grillende Nachbar freut sich, dass er den Gestank von gebratenem Fleisch und spritzendes Fett nicht in seiner Küche hat. Den Gestank hat dafür seine Nachbarschaft im Schlafzimmer. Zwischen Lagerfeuerromantik und Hightech-Gartenküche liegen Welten – aber nervig ist die Zündelei allemal.**



Mittlerweile kann ich auf eine fünfzigjährige Grill-Erfahrung zurückblicken. Sie begann im Zeltlager der Jungschar, wo man uns gezeigt hatte, wie man Würstchen auf eine blanke Gerte speißt, am anderen Ende kreuzförmig einschneidet und nach Ermessen kürzer oder länger über die Glut des Lagerfeuers hält. Wenn es schief ging, endete das Bratstößchen als Fackel. War auch nicht schlecht.

Grillwurst in unterschiedlichen Schwärzegraden – schmeckt nicht jedem.  
(Bild: Wolfgang Bachmann)



Lagerfeuer und grilltechnisches Equipment vor Sommerkulisse  
(Bild: Ursula Baus)

Mir hatte das Abenteuer so gut gefallen, dass ich zuhause meinen Vater überredete, in unserem Garten auch am Lagerfeuer Würstchen zu grillen. In einem Anfall juvenilen Leichtsinns machte er mit, demonstrierte aber schon bald erwachsenen Erfindergeist. Also wurde auf einen betonierten Brunnenring eine Backform gestellt, Holzkohle hineingefüllt und ein Kuchengitter darüber gelegt: Das Lagerfeuer war domestiziert, das Barbecue erfunden! Jetzt dauerte es nicht mehr lange, bis ein Gartengrill angeschafft wurde, eine schwarze Blechschüssel mit Rost auf drei wackeligen Beinen. Die Botschaft sprang wie ein Lauffeuer auf die benachbarten Terrassen und Balkone über. Auf einmal gab es ringsum Rauchzeichen, es roch nach Spiritus und verbranntem Fett, aber noch störte das niemanden, vielmehr war das öffentliche Fleischbraten der Beweis, dass man lustvoll am Wirtschaftswunder teilnahm. Rezepte wurden ausgetauscht, Nachbarn eingeladen, Anfeuertipps abgeschaut: den Föhn mit der Bügelschnur anschließen und geschützt in der Garage die Kohle anfachen sparte den Brandbeschleuniger!

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, dass die Zeitungen schon bald auf die kanzerogenen Nebenwirkungen der über offenem Feuer gebratenen Fleischprodukte hinwiesen. Schnell wurden neue Grillkonstruktionen entwickelt, vor allem sollte Alufolie das Schlimmste verhindern. Damit war es außerdem möglich, neue Rezepte auszuprobieren. Erstmals kam Hackfleisch auf den Rost, aber auch Brokkoli, Bananen, Scheibletten und Nutella für die Kinder. Vegan grillen! Niemand sollte ausgeschlossen bleiben.

Das liegt nun schon lange hinter uns. Heute gehört ein Kugelgrill mit Anzündkamin und separater Aschenschale zum Vorgartenstandard. Carbonpellets, Gas und Elektro, Thermostatsteuerung mit Restwärmerückführung, katalytischer Abgasreinigung und Fettabsaugung – die Hightech-Küche wird ins Freie geholt. Wenn ich jetzt mit meinem Enkel im Garten am offenen Lagerfeuer ein Würstchen briere, würden die Nachbarn die Polizei rufen.



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (15) Das Gestell

**Gewiss, es ist wichtig und richtig, wenn die Kinderchen lachen und singen, hüpfen und springen, denn dauernd vorm Bildschirm sitzen, macht dumm und krank. Aber was sich die Geräteindustrie dafür einfallen lässt, entsetzt unseren Kolumnisten: Wie sieht denn das aus?**



Es ist schön, dass die Erwachsenen nicht nur immer an sich selbst denken, sondern auch für ihre Kinder unrentable Kosten in Kauf nehmen. Zum Beispiel für Gartenspielzeug. Wenn man übers Land fährt und über die Einfriedungen der Häuser sieht, könnte man denken, dass dort ein Kindergarten neben dem anderen eingerichtet wurde. Statt der obligaten Sandkiste, einer selbstgebauten Schaukel an einem Kirschbaumast und einem „Lägerle“ aus Latten, Pappen und alten Decken gehören heute bunte Großgeräte in den Garten, mindestens Wippen, Rutschen, Planschbecken – und ein Trampolin.

Bewegung ist gesund – in diesem Fall eher für Jung als für Alt. (Bild: flickr)





Modell „Hudora“ ist beim Otto-Versand ausverkauft. Mit den Netzen erinnern die Geräte an früheren Laufställen.

Obwohl immer weniger Kinder auf die Welt kommen, nimmt die Anschaffung der Spielzeuge zu. Wichtig ist, dass man alles selbst hat und nicht zum Schaukeln zu den Nachbarn muss. Dort könnten sich die Kinder sonst mit etwas anstecken oder bekommen vielleicht glutenhaltige Kekse zu essen. Außerdem demonstriert ein Garten voller Spielgeräte eine Verbindung von Familiensinn und Autonomie, aus diesem Grund hat man doch das Haus am Ortsrand gebaut.

Ein wichtiges Indiz sind die erwähnten Trampoline, die man früher nur im Zirkus oder im Turnverein bewundern konnte. Vermutlich haben Orthopäden auf die kräftigende Wirkung für die frühkindlichen Bandscheiben und die zunehmende Fettleibigkeit des Nachwuchses hingewiesen, weil sich so viele Eltern diese sperrigen Hüpftrampoline in den Garten holen. Oder sie haben erkannt, dass damit Heideggers „Gestell“ eine nachvollziehbare Form gewinnt, eine „konkrete Faktizität“, mit der der Technik als dem Seienden objektiv im eigenen Garten begegnet werden kann. Man sollte Häuslebauer nicht unterschätzen!

Mit ihrem Saum aus schwarzen Schutznetzen erhält die aufgespannte Gummimatte die Dimension eines Hühnerstalls, meist steht der runde Käfig schief auf dem Rasen, der dort nicht mehr gemäht werden kann. Das wird in Kauf genommen, das muss einem Heidegger wert sein. Im Winter wird das Ding dann irgendwie zerlegt, verräumt, es bleibt dennoch sperrig wie eine Segelyacht.

Man darf sicher sein, diese Gestelle bieten eine Menge Konfliktstoff in der Familie. Eigentlich sind es Marterinstrumente.

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (16) Ruhe ewig

Abends wird es wieder früher dunkel, die Nächte sind schon kühl. Herbstfarben kündigen den Winter an – und das ist dann doch die Zeit, in der man die Gräber für Allerheiligen herausputzen muss. Also öfter mal zum Friedhof geht. Doch welche Gestaltungsauswüchse muss man dort ertragen!



Gottesacker heißen Friedhöfe im christlichen Sprachgebrauch. Was für ein wunderbares Wort! Möchte ich nicht lieber auf einem Gottesacker bestattet werden, auf einem unendlichen Feld, auf dem es wächst und wuchert, angelegt, damit es etwas zu ernten gibt, vielleicht Menschenseelen, wenn der Herr sie am jüngsten Tag heimholt? Wie fad klingt dagegen Friedhof. Er ist praktisch angelegt, hier gelten Regeln, Zugangskontrollen, eine Ordnung wie in der Reihenhaussiedlung. Und genauso sieht es dort aus.

Sortiment eines Grabsteinmetzen. (Bild: Ursula Baus)



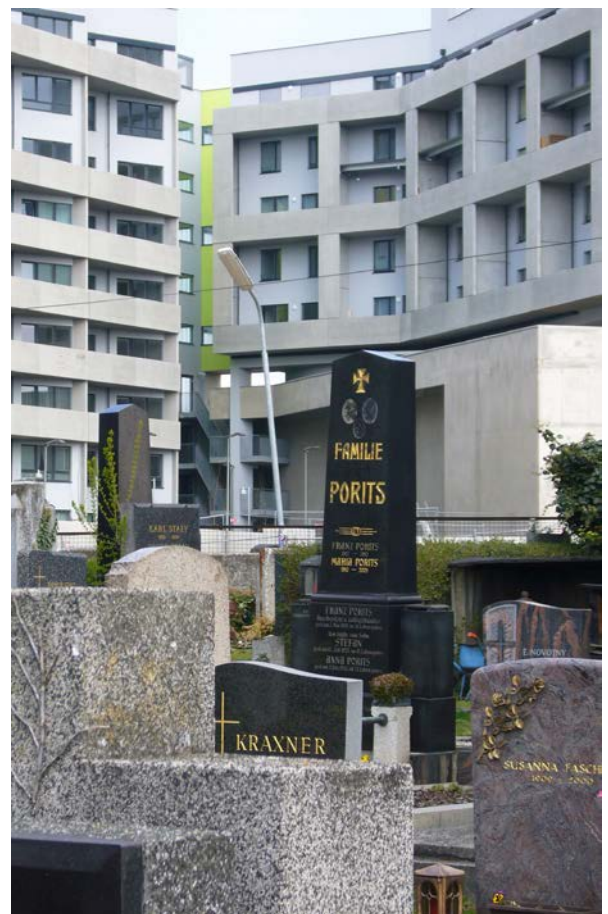


Auf dem Friedhof beim Kabelwerk in Wien.  
(Bilder: Wolfgang Bachmann)

Nichts gegen das Uniforme! Eine Art Blockrandbebauung aus geschmackvollen Grabsteinen ließe ich mir gefallen, aber leider wiederholen sich diese repräsentativen Trümmer aus speckglänzendem Granit in immer neuen abgeputschten Ausführungen. Wo entdeckt man solche Steine? Warum lässt man sie nicht endgelagert an ihrem Ort? Wer gibt ihnen diese Formen, die an ein großes Stück Toilettenseife erinnern? Dann die Schrift! Einfacher lässt sich alpha-numerisch ja kaum die zu Ende gegangene Lebensspanne eines Menschen festhalten. Und selbst für diese knappe Signatur gelingt noch eine stolpernde Spationierung mit Schriften, die aussehen, als seien sie mit einem nassen Palmwedel hingepinselt.

Oh, wie liebe ich alte Grabmäler, an denen schwarze Tafeln Namen und Lebensdaten mit goldenen Lettern festhalten. Oder diese verschlungenen eisernen Kreuze, an denen ein Kästchen mit Emailleschild an die abgelegten Toten erinnert. Ich würde mir so ein altes memento morus ja glatt kaufen und umarbeiten lassen (Nachhaltigkeit!), aber das ist nicht üblich.

Sollte ich mir also einen neuen Grabstein aussuchen, könnte ich mir einen unregelmäßig gewachsenen Felsbrocken mit aufgesetzten Messingbuchstaben in Serifenschrift vorstellen.

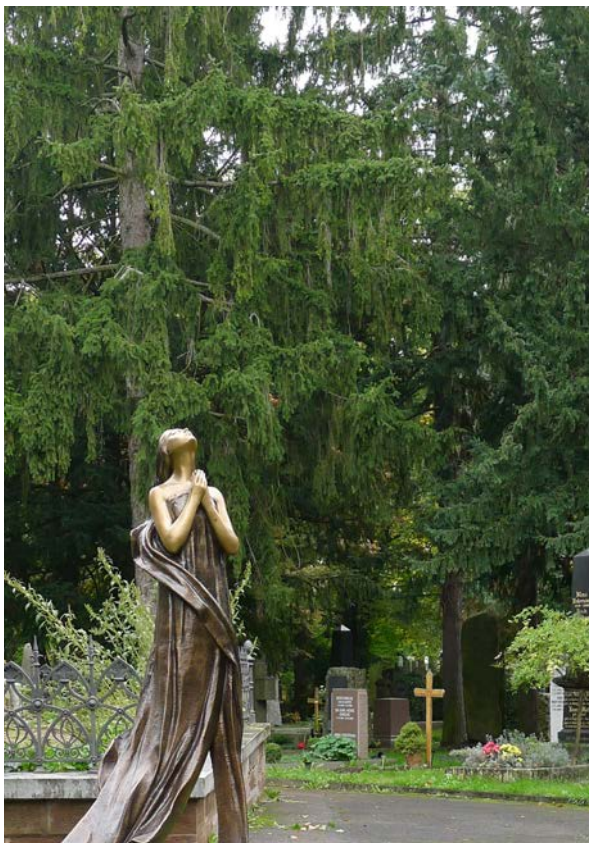






Noch lieber wäre mir ein betonierter Grabstein, vielleicht als Zylinder oder regelmäßiger Quader, dann mit einer Grottesk aus Edelstahl. Es wird doch einen Handwerker geben, der wenigstens einen halben Kubikmeter in Braunfels-naher Qualität herstellen kann! Als einzige Bepflanzung wünsche ich mir einen alten Weinstock (Riesling), daneben einen bequemen Schemel aus Eichenholz, damit ich mich bei jedem Besuch ein wenig ausruhen kann.

Ach, was red' ich... Es geht mir doch nur um meine Kinder, dass sie sich nicht schämen müssen, wenn sie zum Gießen kommen.



Auf der Suche nach Kitsch und Skurrilem wird man auf jedem Friedhof fündig – hier auf dem Stuttgarter Prag-Friedhof. (Bilder: Ursula Baus)

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (17) (Ent-)Sorgung

**Den Joghurtbecher hier hinein, die Kaffeekapsel dorthin, Batterien separat, das Papier zum Stapel – wir sammeln und sortieren und recyceln, und alles wird gut? Im öffentlichen Raum verunstalten die Behälter, in denen unser Wohlstandsmüll landet, Plätze und Straßenränder schauderhaft.**



Wozu Vorgärten, wenn alle möglichen Kisten, Kasten und Container den öffentlichen Raum dominieren? (Bild: Wolfgang Bachmann)

Immer wieder werden Zweifel geäußert, ob das mit dem Müllrecycling eigentlich Sinn mache. Zu undurchsichtig sei das Verfahren, zahllos die Gegenrechnungen für Transport, Verwerten oder Verheizen, und gedankenlose, träge Mitmenschen entmutigen uns routinierte Vormüll-Sortierer.

Allein die Sammelstellen! Seit Jahrzehnten dulden die Städte provisorische Lösungen, als handele es sich um einen begrenzten Versuch der Diakonie, um für ein künstlerisches Selbsthilfeprojekt in Afrika Dosendeckel zusammenzutragen.



Das Gerücht, dass Mütter auf dem Weg zur Waldorfschule ihre spülmaschinen-gesäuberten Joghurtbecher mit dem Geländewagen herankarren, hält sich zwar hartnäckig, aber die meisten Containercamps sind so ungeschickt angelegt, dass man sie nur wie ein Vagabund mit seinen vollen Plastiktüten erreichen kann. Die Sammelbomben säumen ehemals attraktive Stadtparks, sie besetzen markante Kreuzungspunkte, blockieren Höfe, versperren Gehsteige. Selbst in so genannten guten Wohngegenden ist man davor nicht gefeit, dass das Haus vorm Gartenzaun nicht nur mit Verteilerkästen, sondern auch noch mit Wertstofftrommeln befestigt wird. Jedes breitere Trottoir oder ein städtebaulich merkbarer Platz ist im Prinzip gefährdet. Hier kann der Wert einer Wohnimmobilie durch das städtische Amt für Abfallwirtschaft im Handumdrehen halbiert werden.

Wie die Sammelstellen aussehen, bedarf keiner weiteren Erörterung. Da treffen administrativer Gleichmut und kleinbürgerlicher Autismus zusammen. Es gibt den Anfangsverdacht, dass sich der Konsum der Anwohner wöchentlich vervielfacht. Denn die Leerungsfrequenz hat sich von der Menge der abgelieferten Güter gravierend entfernt. Alles, was die Einwurföffnungen nicht mehr schlucken können, wird malerisch um die Container herum platziert, ein Saum aus Dosen und Flaschen, der wie ein Landart-Objekt unsere gedankenlose Wohlstandswirtschaft anprangert.

Genau: eine politische Botschaft, wir haben verstanden. Seit wir so ein abschreckendes Fanal vor unserer Haustür im Blick haben, hat sich unser Konsumverhalten entscheidend verändert.



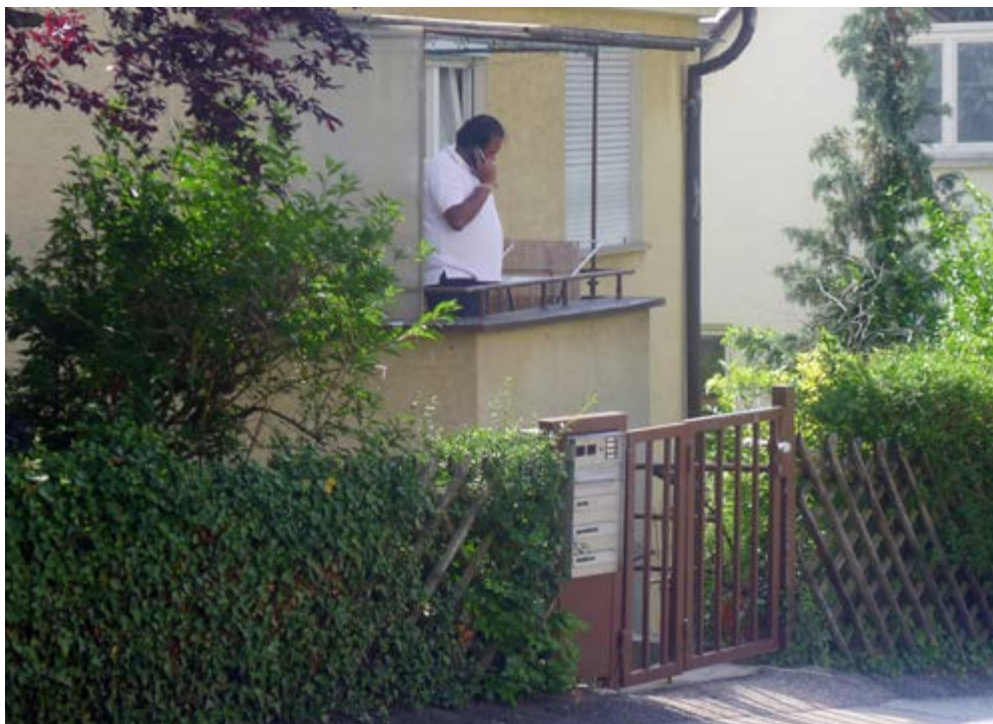
Früh übt sich, wer Müll vermeiden oder ein Müllmann werden soll?  
(Bild: KSG Hambach)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (18) Kommunikation

**Der omnipräsente Redeschwall von hysterischen Müttern, cholерischen Verkaufsleitern oder liebestollen Teenies geht mehr und mehr auf den Geist. Erstaunlich ist, dass die Telefonierenden nicht überlegen, wer alles mithört – es sind keineswegs nur mitfühlende Freunde, sondern Mitmenschen, die erst genervt sind – und dann auch mal aggressiv oder juristisch aktiv werden.**



Nachbarn und Passanten müssen mithören, ob sie wollen oder nicht. Da wird der Datenschutz als Demokratieproblem erkannt – aber Leute posaunen private und wer-weiß-welche Dinge rücksichtslos vom Balkon aus in die Öffentlichkeit. Mannomann, die Süße in der Wohnstube will ihre Ruhe – dann labert man halt vorm Ohr der Nachbarschaft?

Handys – da bleibe ich unbelehrbar – sind fürs Freie gedacht. Im Zimmer kann man sich ja über ein Telefon mit Festnetzanschluss verständigen. Das ist sicherer, preiswerter, vielleicht sogar gesünder.

Draußen und unterwegs lasse ich Handys gelten. Juli Zeh hat vermutet: „Seit es Handys gibt, haben die Menschen endlich ein Ventil gefunden, um ihre metaphysische Verlorenheit und den Grundzweifel an der Existenz anderer Lebewesen zum Ausdruck zu bringen.“

Die urbane Einsamkeit, die dahinter steckt, wird durch das Mitführen so einer kleinen drahtlosen Sende- und Empfangsanlage bewältigt. Wer sich ausschließt, fällt heutzutage auf. So wie früher lesbische Frauen, Vegetarier oder Nichtraucher schnell in Erklärungsnot kamen, sind es heute Mitbürger, die sich den zivilen Ungehorsam leisten und der ubiquitären Informations- und Unterhaltungsumgebung fern bleiben. Nicht umsonst hat man soziale Netzwerke erfunden, um das Zusammenleben durch fortwährenden und, wie wir inzwischen wissen, kontrollierbaren Datenaustausch sicherer zu machen. Und jetzt das: Menschen, die draußen unauffindbar und am virtuellen Gemeinschaftsleben uninteressiert sind! Wie lange der Staat diese radikale Minderheit, die die Gemeinschaft in Gefahr bringt, dulden wird, kann man absehen. Höchste Zeit, sich durch eine Selbstanzeige bemerkbar zu machen! Dagegen sind diese Steuerspargeschichten völlig harmlos.

Ohne SmartPhone stolpern wir alten Europäer doch nur dämlich durch die Stadt. Neulich bin ich hinter einer jungen Frau herspaziert und habe sie klammheimlich gemustert, wie Männer das halt so machen. Als ich sie gerade überholte, rief sie laut und deutlich: „Du Arschloch!“ Das war doch ein wenig irritierend. Bevor mir eine Reaktion einfiel, entdeckte ich die weißen Ohrhörer unter ihren dichten langen Haaren. Sie telefonierte und sprach in ein Mikrofon. Ich weiß, warum ich diese neue Kommunikationskultur hasse.



Der Balkon als Rumpelkammer und Telefonzelle – gewiss nicht im Sinne seines Architekten. (Bilder: Ursula Baus)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (19) Gartenkrieger

**Herbst. Es ist wieder so weit. Da möchte man den Firmen Stihl und Kärcher und wie sie alle heißen doch einfach mal die Meinung geigen: Warum erfinden und bauen und verkaufen sie Geräte, die nur mit Gehörschutz benutzt werden dürfen, aber für Menschen, die sich draußen aufhalten, als Lärmterror wahrgenommen werden? Fahrlässige Körperverletzung ist das. Schützt uns vor den Gartenkriegern!**



Sie sind da! Wir haben Kontakt! Sie kamen zu dritt, leider nicht in friedlicher Absicht. Zuerst dachten wir, Anfang November, die Raumkapsel mit unserem Astronauten habe vielleicht doch die kasachische Wüste verfehlt und sei bei unserem Nachbarn gelandet. Man weiß ja nie, wie genau sich die Russen mit der Geographie und ihren eigenen Landesgrenzen auskennen. Aber es ist alles in Ordnung. Die grünen Männchen gehören zu unseren eigenen Einheiten.

Vermummte in Nachbars Garten: furchterregend im Outfit, nervtötend mit ihren Geräten, die im Knattern dem Hubschrauber kaum nachstehen.



Sie tragen leuchtende Schnitzhosen, wie es richtig heißt, unverwüslliche Wetterjacken mit reflektierenden Signalstreifen, Helme mit Maschenvisier und Gehörschutzbügel. Dazu grobstollige Stiefel mit selbstreinigender Gummiprofilsohle und ergonomisch geformte Isolierhandschuhe. Einer trägt einen Rucksack, davon später.

Die grünen Männchen erobern den Garten der benachbarten Wohnanlage. Dazu kämpfen sie sich in einer ersten Angriffswelle mit einer iraktauglichen Düsenkanone durch die Botanik und treiben das letzte abgefallene Blättchen, das sich unter den Büschen versteckt hält, unnachtsichtig heraus. Vermutlich genügt schon der Lärm, damit die Natur Reißaus nimmt. Es soll sich bei diesen Laubangriffswaffen um ein Nebenprodukt der Firma Martin Marietta handeln, gedacht für die Nachsorge durch Bodentruppen, wenn Agent Orange noch was übrig gelassen hat. Ein zweites Männchen füllt derweil einen Schredder, ein schepperndes, schlagendes Ungetüm, mit Zweigen und Ästen, die durch ein kräftiges Messerwerk auf Würfelzuckergröße zerhackt als blasse Häufchen ausgespien werden. Der dritte Grüne ist zur strategischen Arbeitsvorbereitung abgestellt. Sein Rucksack enthält, wie zunächst vermutet, kein Sauerstoffgerät, sondern einen Akku. Der versorgt ein Schneidewerkzeug, mit dem der Zuarbeiter die Äste auf Armlänge zerkleinert und neben dem Häcksler sammelt. So wird in Etappen gearbeitet, man kommt stetig voran, macht Boden gut. Das ist wichtig. Denn schon in ein paar Wochen müssen hier Schneefräse und Rotationskehrer zum Einsatz kommen. Motorsense, Aufsitzmäher, Hochdruckreiniger, Freischneider, Vertikutierer, Akkutrimmer und Entaster setzen dann die Frühjahrsoffensive fort. Ist das eigentlich nicht was für die OSZE?



Der „Gartenkrieger“ bläst Laub und Leute von der Straße. Vom Blasewahn befallen und mit Ohrschutz abgekapselt von der Umgebung, bemerkt dieser Krieger mich und die Kamera überhaupt nicht. (Bilder: Ursula Baus)

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (20) Schirmherrschaft

Erst kommen die Herbstlaubbläser, dann wird es meteorologisch wirklich ungemütlich in unseren Breitengraden. Der Klimawandel wird zwar dafür verantwortlich gemacht, dass es immer wärmer wird, aber es fällt damit im Winter Regen – und kein Schnee. Und draußen? Regiert schließlich die Schirmherrschaft.



Draußen kann es regnen. Das war schon immer so. Die eine Hälfte der Menschheit reagiert darauf spartanisch mit der Überzeugung: Es gibt kein schlechtes Wetter, nur falsche Kleidung. Die andere benutzt einen Schirm. Diese faltbaren Regenschutzgestelle sind seit Jahrhunderten in vielen Kulturen bekannt. Wer sich heute einen klassischen Schirm kaufen will, nimmt einen englischen Brigg. Der kostet so 400£, veredelt aber jeden Weg durch den Niesel als Kulturdemonstration.

Oben: Regen in Venedig: Karl Johaentges stellt vom 16. Dezember 2014 bis 13. Februar 2015 seine Fotoserie „Die letzten Venezianer“ in der Stuttgarter Fotogalerie f75 aus.



Mit so einem Schirmstock vulgo Stockschirm kann man auch jemandem den Weg weisen oder sich gegen Straßenräuber verteidigen. Wir erinnern an die Abenteuer des Hiram Holliday und an John Steed.

Früher gab es außerdem Damenschirme gegen die Sonne. Sie übernahmen auch andere Funktionen ähnlich wie Spitzentaschentücher oder Sonnenbrillen, dienten also als semantische Requisiten bei der schicklichen Anbahnung von Paarbeziehungen. Und zur gesellschaftlichen Distinktion. Das ging leider verloren.

In den 1980er Jahren zum NATO-Nachrüstungsbeschluss gab es einen modischen Versuch. Man trug jetzt Schirme wie Karabiner über der Schulter. Das waren kurzfristig Fehlkonstruktionen, weil einem von der Umhängekordel das Wasser in den Ärmel lief.

Schirme sind inzwischen dank einer raffinierten Mimik auf Handygröße geschrumpft. Bald wird es Modelle geben, die in die Geldbörse passen. Größere Schirme werden dagegen gerne als Werbeträger verwendet, man kriegt sie auf Messen, in Hotels oder von Zeitschriftenverlagen nachgeworfen. Sie sind nichts mehr wert.

Tatsache ist, man möchte im Notfall einen Schirm haben, aber sich damit nicht ständig belasten. Das bringt mich auf die Idee des Schirm-Sharings. Was bei Autos geht, muss damit noch viel besser funktionieren. Eine Handy-App sagt dem Clubmitglied Umbrella-Now, wo gerade ein Schirm steht. Den greift man sich und stellt ihn nach Gebrauch einfach wieder irgendwo ab. Meine Frau und ich praktizieren das bereits seit einigen Jahren. Wir haben, vom Regen überrascht, schon endlos Schirme aus Museen, Restaurants, Buchhandlungen und Zügen mitgenommen. Es ist so lästig, die Dinger wieder loszuwerden.



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (21) Heimatfront

**Die „Sommersachen“ – siehe > hier – bleiben spätestens seit Oktober im Schrank. Ab dann dominieren die warmen Sachen das Stadtbild, wobei in der Draußen-Mode immer etwas Politik mitschwingt. Aber wie sieht denn das aus? Kriegsassoziationen können nicht ausbleiben ...**



Man weiß zwar, dass die Straßen Afghanistans nicht mit den Fußgängerzonen deutscher Städte zu vergleichen sind, die erkleckliche Kaufkraft besitzen. Aber Verteidigungsbereitschaft muss offenbar auch in München angezeigt werden.

Alle paar Jahre lesen wir wieder im Feuilleton, dass die Rocklänge bei den Damen ein sicherer Hinweis auf die Tendenz der wirtschaftlichen Entwicklung sei. Auch Krisen und Kriege würden sich mit dem Saum-Index abbilden lassen. Tatsächlich verlaufen Mode und Politik parallel. Wir erinnern uns, wie nach der überstandenen Kuba-Krise die Männer mit russischen Persianer-Schiffchen herumliefen. Während des Vietnam-Kriegs kam dann das Field-Jackett auf – bewährte Kluft bei den Demos gegen die Notstandsgesetze –, nach dem Sechs-Tage-Krieg war bei den fortschrittlichen Kräften ein Palästinensertuch Pflicht, und die Wende bescherte uns jede Menge NVA-Orden fürs Revers am Secondhand-Sacco. Und heute?

Die Ukraine macht uns Sorgen. Oder Angst. Politiker und Journaille erwägen mit ihrem akkuraten Halbwissen, ob die NATO die Russen bedroht oder die Russen sich regelwidrig die Krim und ihre Schwarzmeerhäfen gesichert haben. Und jetzt kommt der Winter. Wir brauchen was Warmes für draußen. Wer nach einem Mantel oder einem Anorak in den Geschäften sucht, entdeckt nur noch mollige Daunenjacken und Parkas.





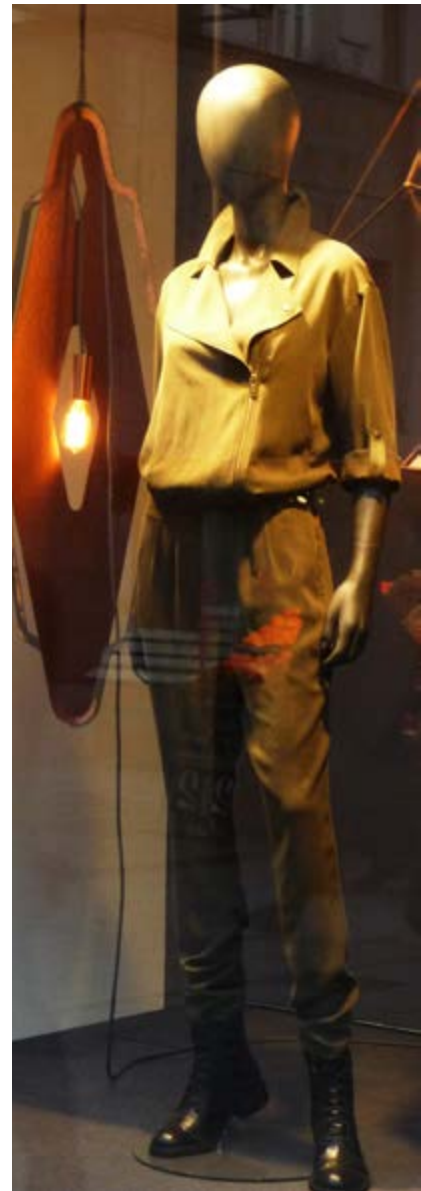
Gerne in steifer Schwerwetterausrüstung mit wasserdichten Reißverschlusstaschen, als sollten wir uns vorsorglich einpacken, falls das russische Gas ausbleibt. Von Stalingrad lernen: Mit diesen High-Tech-Monturen, in denen wir täglich ins Büro fahren, hätten unsere Landser länger durchgehalten. Beliebt sind die Farben Armeeoliv, Marineblau und Schutzstaffelschwarz, natürlich Tarnmuster.

Und auf jeden Fall muss ein Pelzstreifen an die obligatorische Kapuze – Naturfell oder Synthetik, egal. Mode ist solidarisch. Heimatfront! Wenn die Mädels in ihren Lackleggings und pelzbesäumten Bomberjacken durch die Maximilianstraße stiefeln, ist das ein Gruß an unsere schnelle Eingreiftruppe im Osten.

Aber es geht auch anders. Ohne Pelzkapuze und Daunen, ohne Schulterklappen, Schnallen und Karabinerhaken. Es gibt chice Steppjacken mit einer Füllung aus friedlich recycelten PET-Flaschen. Hab' ich meinem Enkel gekauft. Aber man kann nicht ausschließen, dass das Jöppchen mit Kinderarbeit in Indien hergestellt wurde. Heimatfront! Wie sagte unser Lateinlehrer immer, wenn er uns mit einem Bonmot für die bellizistische Politik der Römer erheitern wollte?

Bei Regen findet der Krieg im Saale statt.

Schnürstiefel, Reiterhosen, Safarihemden – die Dame kommt 2014 auch mit der Indoor-Mode abenteuerlustig bis militärisch daher. (Bilder: Wolfgang Bachmann)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (22) Außenwerbung

**Da investieren Städte und Kommunen viel Geld in Alleen und Grünanlagen, ins Design der Stadtmöblierung – und dann das: Immer mehr machen Firmen wie Ströer oder JCDecaux jegliche Gestaltungskultur im öffentlichen Raum zunichte. Und wenn auch noch gewählt wird, dominiert in Deutschland eine regelrechte „plakative Infrastruktur“.**



Laternenpfähle als Plakathalter und Bäume als Werbetafelträger?  
Dafür sind sie nicht für teures Geld aufgestellt beziehungsweise gepflanzt worden, und deswegen könnte wohl das Amt für Öffentliche Ordnung einschreiten ...

Haben Sie schon einmal überlegt, warum Sie eine bestimmte Partei wählen? Oder was passieren müsste, damit Sie Ihre Überzeugung korrigieren? Direkt gefragt: Was sagt Ihnen Wahlwerbung, ich meine diese Plakatständer, die vor und leider auch noch lange nach einem Urnengang unsere Innenstädte verunstalten?

Wenn man häufig unterwegs ist, hat man den Eindruck, dass ständig irgendwo irgendjemand gewählt werden muss. Daran erinnern wochenlang diese schiefen Lattengerüste, die an Baumstämmen, Laternenmasten, Pfosten und Geländern mit Kabelbindern befestigt werden. Darauf abgebildet ist der Kopf eines weiblichen oder männlichen Kandidaten. Die Größe entspricht dem XXL-Format der neuen Fernsehgeräte. Das heißt, man sieht jetzt alles ganz genau. Dass bei Männern die Krawatte schlecht gebunden ist und mit dem steifen Hemdenkragen hadert. Der rötliche Hals wird entweder eingeschnürt oder ragt als faltige Geiergurgel aus dem Gewand. Das Jackett ist niemals schwarz, sondern grau-bläulich neutral wie bei Herrn Kaiser von der Versicherung. Manche Bewerber zeigen sich alternativ und kleinkariert mit offenem Hemd, Damen gerne mit Blüschchen, als seien sie zum Nachmittagskaffee eingeladen. Es geht darum, sympathisch und Vertrauen erweckend zu wirken. Nicht wie diese Schauspieler, die die Hörzu zuhause haben und denen der Grafiker frische Haut, gerade weiße Zähne und volles Haar gezaubert hat.

Unsere politischen Kandidaten erkennt man an billiger Konfektion, schief sitzenden Brillen, roten Augäpfeln, Schuppenflechte und Mitessern – zwei- bis fünffach vergrößert. Die meisten Bewerber hat man noch nie zuvor gesehen, alles, was man von ihnen weiß, zeigt ihr überlebensgroßes Konterfei, das mit dem Namen ihrer Partei zum öffentlichen Angestartwerden freigegeben ist. Sollte ich einmal nicht mehr zur Wahl gehen, könnten diese groben Ochsenköpfe, die als plakative Infrastruktur regelmäßig und völlig überflüssig unsere Städte besetzen, daran schuld sein.



Wahlwerbung ist keine Landart, sondern verschanzelt monatelang unseren öffentlichen Raum.  
(Bilder: H. Sch.)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (23) Unterm Gleis

**Die Eisenbahn erschloss den Kontinent. Nicht spurlos, sondern mit jenen charakteristischen Gleiskörpern, die fester Bestandteil der Landschaft geworden sind. Bahndämme sind außerdem zu Orten literarischer Dramen und dichterischer Verse avanciert – der arme Sauerampfer sah Eisenbahn um Eisenbahn, sah niemals einen Dampfer ... (Joachim Ringelnatz)**



Heute wollen wir auf eine topografische Besonderheit hinweisen: den Bahndamm. Er wird weitgehend unterschätzt, als handelte es sich nur um eine zufällige lineare Erderhebung, die sich praktisch in Dienst stellen lässt. Dabei wurde er von Eisenbahningenieuren planvoll angelegt. Der Damm schnitt eine strategische Spur der Landnahme in unerschlossene Gebiete, durchaus – wie alle technischen Erfindungen – nach den Kriterien der Militärs. Der solide Wall für die Eisenschienen, der sich über das unsichere Terrain erhob, diente gleichfalls als Angriffs- oder Verteidigungslinie.

Betreten verboten!  
Schnell wie der Blitz könnte ein Zug kommen – die Bahnlinien sind verbotenes Terrain.

Dahinter ging man in Stellung gegen Russen oder Rothäute. Auf den Gleisen wurden schwere Kanonen transportiert, und wenn man den Nachschub abschneiden wollte, musste man sie bombardieren.

Daran habe ich zum Glück keine Erinnerung. Der Bahndamm war in unserer flachen Gegend eine Markierung. Er bezeichnete, wie weit wir Kinder zum Spielen laufen durften. Danach war Schluss, denn das Überqueren war streng verboten, dort blieb vielleicht selbst der Schutzengel machtlos. Es hieß, hinter dem Bahndamm wohnten keine guten Menschen, nur Gesocks, dort lag die Siedlung mit unverputzten Wohnblöcken, verkorkelten Amischlitten und Kindern, die im Sommer nackt auf der Straße herumliefen und mit Blechdosen kicken.

Wir blieben auf unserer Seite. Hier zeigte sich der Damm in sattem Grün, er profitierte vom Dünger der Felder, aber niemand kümmerte sich um seinen botanischen Wildwuchs. Meine Mutter pflückte bei Spaziergängen Kamille und Kornblumen, der Nachbar rupfte sich Klee für seine Hasen. Manchmal fand man im hohen Gras Dinge, die jemand aus dem fahrenden Zug geworfen oder verloren hatte. Die sollten wir auf keinen Falls anfassen. Auch Liebespaare begegnete man immer wieder. Sie schätzten das undurchdringlich verkrautete Exklave, das ihrem unordentlichen Zusammensein entsprach. Auch von ihnen sollten wir uns fernhalten.

Heute würde man sagen, der Bahndamm war ein Biotop, wo sich alles Leben so einstellte, als hätten es die Menschen noch nicht dem Kalkül der praktischen Verwertung überantwortet.



Ein lauschiges Plätzchen unterhalb der Gleise? Es muss eine selten befahrene Strecke sein, an der man die biotopische Umgebung genießen mag.  
(Bilder: Ursula Baus)

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (24) ... para bellum?

Sorgte sich Verteidigungsministerin Ursula van der Leyen eben noch um die Familienfreundlichkeit ihrer Truppe, musste sie kurz darauf bei der Münchner Sicherheitskonferenz über schnelle Einsatztruppen rasonieren. Die flinken Abteilungen der Armee bleiben dabei nicht in den sanierten, komfortablen Kasernen, sondern müssen bei Wind und Wetter: nach draußen.



Fundstücke bei der Fahrrad-Tour: ein Geschütz der Artillerie, das hoffentlich nicht mehr funktions-tüchtig ist.  
(Bild: Wolfgang Bachmann)

Wenn in den letzten Wochen über die Ukraine berichtet wurde, tauchten in den Reden der Politiker und den Kommentaren der Journalisten Begriffe auf, die man auf den Müllhaufen des Kalten Kriegs entsorgt wählte: Ernstfall, Atomschlag, Dritter Weltkrieg. Wie bitte? Spinnen jetzt alle?



Nun rechnen wir uns nicht zu den pessimistischen oder ängstlichen Naturen. Wir sind vielleicht Hypochonder, liegen mit einer Erkältung im Bett und uns fällt ein, dass jedes Jahr viele Menschen an Grippe sterben. So wird es hier auch sein. Man denkt schon mal das Undenkbare, um es damit auszuschließen. Si pacem vis... Aber hilft das garantiert? Helmut Schmidt sagte es ganz leidenschaftslos: Die Wahrscheinlichkeit eines Weltkriegs werde größer.

Wenn das so ist und sich die Chancen für den Fortbestand unserer Zivilisation auch nur um ein Gran verschlechtert haben, fragen wir uns, warum die Politik nicht mehr, nicht alles unternimmt? 631 Abgeordnete im Bundestag beraten in diesen Tagen über die kalte Progression des Einkommenssteuertarifs, die regionale Auslastung von Müllverbrennungsanlagen, die Reform der Liegenschaftsveräußerungen und ob ein Abgeordneter über die gegen ihn laufenden Kinderporno-Ermittlungen vorab informiert wurde. Also kann es noch nicht so schlimm sein, sonst würden unsere Volksvertreter doch augenblicklich ihre Dienstpläne ändern und ausschließlich darüber sprechen, wie man sich mit den Russen einigen kann. Stattdessen schickt man nach alter Väter Sitte eine schnelle NATO-Eingreiftruppe an die Ostgrenze des neuen Westens und ventiliert Waffenlieferungen. Da wird der Iwan reagieren müssen.

Wer weiß, was schon in den Ausschüssen beraten wird: Steuererleichterungen für den Bau von privaten Zivilschutzräumen, Postwurfbroschüren, die das Füllen von Sandsäcken („Jeder hat eine Chance“) und die Anlage von Notvorräten empfehlen („Aktion Eichhörnchen“), während unsere hilfsbereiten Minister sich streiten, ob man sich besser mit Aktentasche oder Alufolie (Gerhart Baum) vor dem Atomblitz schützen kann. Alles schon mal dagewesen.



Ein lauschiges Plätzchen für eine Vesperpause?  
(Bild: Wolfgang Bachmann)

Was das mit „Draußen“ zu tun hat? Nun, wir hatten einen Lateinlehrer, der verspotete seine Schüler gerne, wenn sie beim Übersetzen von *De bello Gallico* nicht weiter wussten, mit dem Standardsatz: Jüngerchen, bei Regen fand der Krieg im Saale statt! So kurz nach der Kuba-Krise fanden wir, war das eine annehmbare Aussicht. Leider werden sich die kriegführenden Parteien in der Ukraine nicht an den Rat unseres Paukers halten.

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (25)...oder haben Sie noch Sex?

**Früher spielte „man“ Tennis und traf sich im Club. Doch seit Boris‘ und Steffis Erfolgen ist aus diesem disziplinierten Sport, den man gern in weißer Kleidung ausübte, eine Art Volksvergnügen geworden, und in besseren Kreisen spielt man heute deswegen: Golf. Der Golfplatz ist größer als der Tennisplatz, die geschniegelte Golfplatzlandschaft ökologisch mehr oder weniger eine Katastrophe, doch beliebt – und vielleicht die Basis für einen zukünftigen Park für alle?**



Grüner geht's nicht:  
Rasenteppich auf Kunst-  
landschaft in Bad Gries-  
bach. (Bild: Tourismus  
Verband Ostbayern)

Ich mag Golfplätze. Golfspielen ist mir allerdings zuwider. Vielleicht liegt das an dem Gewese, das um die Clubs gemacht wird. Aber auch diese merkwürdig verrenkte Sportart selbst bleibt mir fremd. Sie entspricht nicht dem menschlichen Körperbau. Orthopäden sollten dazu einmal etwas sagen. Die Drehbewegung, mit der man gleichzeitig präzise und mit aller Kraft entgegen der Blickrichtung ein auf einem filigranen Höckerchen platziertes Bällchen in die Landschaft hämmern soll, die ist unnatürlich.

Ich könnte mit einer Axt auf einen Klotz schlagen, das halte ich für eine gesunde Bewegung: geradeaus, symmetrisch, das Ziel im Blick – wunderbar. Aber Holzhacken genießt keine gesellschaftliche Anerkennung, höchstens in abgelegenen Schweizer Bergtälern.

Golfspieler behaupten ja, sie würden sich endlos in der freien Natur bewegen, das sei eigentlich das Schönste an ihrem Sport. Tatsächlich kurven sie die meiste Zeit mit elektrischen Rollstühlen über ihren Lochacker, als wollten sie für mögliche Behinderungen im Alter üben.



Kein Golfplatz ohne Clubhaus – hier in Höslwang/Chiemgau von bss Architekten, Nürnberg  
(Bild: Wolfgang Bachmann)

Nun zu den Golfplätzen. Es sind künstlich angelegte Flächen, die man der landwirtschaftlichen Verwertung entzogen hat. Ein ungeheurer Luxus also. Deshalb wurden nach der Wende in der ehemaligen DDR als erstes ganze Landstriche in Golfplätze verwandelt. Damit konnte man den LPG-Ossis mal zeigen, wie effektiv der Kapitalismus funktioniert. Statt quadratkilometerweise großtechnisch Rüben zu produzieren, ließ sich die gleiche Fläche für unsinniges Nichtstun verschwenden. Das Geld arbeitete ja inzwischen, beim Golfspielen wurde derweil eine körperliche Betätigung ironisch nachgeahmt.

Ich könnte mir vorstellen, dass man diesen Sport – ähnlich Squash in Gefängnissen – in geschlossenen Anstalten mit der Zweckentfremdung irgendwelcher Küchenwerkzeuge erfunden hat. Die dazugehörigen Plätze gab es als Belohnung erst später. Sie werden täglich massiert und geschoren, das gefällt mir. Richtige Männer laufen auch nicht mit einem Dreitagebart herum. Das zivile Prinzip der Körperpflege wurde beim Golf einfach auf die Landschaft übertragen. Sehr schön. Selbst Hautunreinheiten werden durch Sand- und Wasserlöcher nachgestellt. Wo ist der Schöpfungsauftrag gegenwärtiger? Der Mensch macht sich die Erde untertan nach seinem Bild. Könnte man deshalb nicht wenigstens am Sonntag die Golfer vom Rasen fern halten?



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (26) Angezettelt

Hunde gleich welcher Größe und Rasse hinterlassen dort, wo sie auf sich aufmerksam machen möchten, gern ein paar Tröpfchen als „Duftnoten“. Kaufen oder Verkaufen wollen sie natürlich nicht – das ist eher das Begehrt der Spezies Mensch, die schicklich mit direkt überreichten Visitenkarten und wesentlich lästiger im öffentlichen Raum mit Zetteleien (Kauf-)Kontakte knüpft ...



Elegante Limousine? Das Händlervisitenkärtchen unterm Fenstergummi signalisiert „Ich will ihn!“

Es ist legitim, dass Kaufleute ihre Waren anpreisen. Umgekehrt darf man seiner Umgebung auch mitteilen, dass man etwas erwerben möchte. Bisweilen ist das ganz unterhaltsam, wenn man in Internet-Portalen auf Suchanzeigen für ein Brautkleid Größe 34 oder einen Wiking-Käfer stößt.

Doch wir wollen nicht in Absatzförderung dilettieren, nur eine Beobachtung mitteilen. Redakteuren wird seit Jahren eingebläut, dass Print mausetot sei, man ihre Arbeit aber weiterhin dulden werde, wenn sie sich einen Businessplan mit neuen Produkten (content marketing) einfallen ließen, um ihren Arbeitsplatz zu sichern.



Auch die rostigste Laube  
findet ihre Freunde und  
damit Käufer.

So weit so schlecht. Zugenommen hat dagegen die Schwemme der gedruckten Werbebeilagen, die uns täglich mit unserer Zeitung erreicht. Hier wird (digital) geprintet, als wollte man mit der Prospektflut soziale Disparitäten ausgleichen oder gegen das Internet anstinken. 90 kg Buntpapier kriegt jeder von uns im Jahr. Das werfen wir dann in die Tonne. Und damit sind wir „draußen“.

Dort grassiert bei uns seit einiger Zeit eine andere, subtile Werbung. Ein Gebrauchtwagenhändler macht auf altmodische, fast persönliche Art auf sich aufmerksam. Dazu schickt er jede Nacht unbemerkt seine Knechte los, die jedem auf der Straße parkenden Auto eine Visitenkarte unter die Gummilippe der Fahrertür stecken. „Zahle bar für Ihr Fahrzeug...“ Zuerst fühlt man sich geschmeichelt, dass sich jemand für einen alten Golf interessiert, dann merkt man, die Zettel klemmen klassenübergreifend an allen Vehikeln, am alten Nissan wie am neuen Mercedes, am Cabrio wie am SUV.

Der Händler scheint nicht wählerisch zu sein. Allerdings würde die Erfolgsquote interessieren. Sind Autofahrer wirklich ratlos und wissen nicht, wie sie ihre Karre loswerden können? Oder entscheiden sie sich spontan auf dem Weg zur Arbeit, weil die Sitzheizung wieder nicht geht? Dann kleiner Umweg zum Autotrödler?

Sicher nicht. Diese Kärtchen sind so eine Plage, dass ich mein altes Auto lieber mit dem Brotmesser zerlegen und in Wertstoffportionen entsorgen würde, als es zu diesem Kärtchenverteiler bringen. Jeden Tag diese Zettel! Sie kleben an der Scheibe fest, sie lassen sich oft nur teilweise entfernen, zwischen unseren Autositzen liegen Stapel dieser feuchten Pappen, in jeder Jackentasche finde ich sie wieder. Die meisten Autofahrer werfen sie einfach auf die Straße. Wenn ich die jetzt alle einsammle und dem Händler zurückbringe? Wäre doch eine gute Tat.



Lack und Chrom sind schon etwas matt, aber auch die Karosse mit Patina stößt auf Interesse. (Bilder: Wolfgang Bachmann)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (27) Offene Luft

**Hamburg leistet sich für Millionen Euro einen neuen Konzertsaal, München diskutiert über seine Musiksäle mit Nuancen der Nachhallzeit. Doch mit ersten Frühlingsdüften in der Nase denken wir an Musik und Tanz an der frischen Luft! Es kann schon laut werden: Die Rockband U2 war mal auf Tournee und brauchte für ein einziges Konzert so viel Strom wie eine mittlere Kleinstadt. Und was man dann alles erlebt ...**



Open air – Luftverschmutzung ist längst ein Politikum. Aber Lärm belästigt Menschen weit mehr als Feinstaub. (Bild: Wolfgang Bachmann)

Gut, Woodstock ist eine Legende. Wir kennen dieses Wahnsinnskonzert leider bloß aus dem Kino. Es war der Beginn. Nun durften auch in der Alten Welt und anderswo Beatbands, wie man in den 1960er Jahren sagte, unter freiem Himmel spielen. Zunächst gelang das nur amateurhaft, auf Bauer Harms nasser Wiese die richtige Atmosphäre herzustellen. Vor allem gab es Probleme mit dem Sound, auch mit den Toiletten und dem Abfall. Das mit Verstärkern und Boxen wird inzwischen professionell beherrscht, der Rest ist nach wie vor ungelöst.

Bevor ein Konzert beginnt, beschäftigen sich alle mit ihren Handys. Jeder ist erreichbar als sei er der Notarzt. So findet man sich rasch und sitzt nicht neben den falschen Freunden. Als erstes fotografieren sich die jungen Leute gegenseitig und zeigen sich die Bilder, was immer zu großer Erheiterung führt. Wenn es dunkel wird, wirkt die Szene wie eine Bittprozession, weil überall Handys wie kleine Andachtslichter glimmen. Von der Bühne dudelt zunächst Pausenmusik, irgendetwas, das mit den folgenden Bands nicht konkurriert, also Janis Joplin oder Joe Cocker. Heute kommt eine Coverband und beginnt mit einem ausführlichen Soundcheck. Das kann einige Zeit dauern, gehört aber wie das Warmlaufen beim Fußball mit zur Choreografie und kann deshalb nicht schon am Nachmittag erledigt werden.

Jetzt legen sie los. Erst noch verhalten, Smoke on the Water erkennen alle sofort. Applaus. Beim nächsten Titel stellt sich der erste Tänzer vor die Bühne. Er sieht immer aus wie eine Kreuzung aus Jethro Tull und Tony Hofreiter, trägt Sandalen, hat eine Leinentasche umgehängt und bewegt sich flügelschlagend und hüpfend, als wollte er Signale geben.



Damit ist das Eis gebrochen. Jetzt wagen sich junge Frauen neben das Rumpelstilzchen. Sie zeigen unterschiedliche Temperamente. Es könnte Skigymnastik sein, Feldenkrais oder Eurythmie, auf jeden Fall erkennt man die jahrelange Routine der Bewegungen, unterbrochen von ein paar im Fernsehen abgeschauten Schnörkeln. Einige haben ihren Freund mit vor die Bühne geschoben. Männern ist das meistens peinlich, sie riskieren nur unauffällige Lastwechsel in den Knien.

Wir beobachten alles aus sicherer Entfernung, niemand wird uns vor die Bühne zerren. Denn wir wissen: Beim Tanzen verrät der Mensch mehr über sich als ihm lieb ist.

Weitere Kolumnen von Wolfgang Bachmann > [hier](#)

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (28) Kunstlos

Reinigungskräfte machten sich einmal in einem Kunstmuseum an einem Kunstwerk von Joseph Beuys zu schaffen. Es ist manchmal nicht so einfach, Kunst von Nicht-Kunst zu unterscheiden. Vereinfacht drinnen, im Museum, das Ambiente die Entscheidung, bleibt draußen, im öffentlichen Raum, die Entscheidung oft im Ungefähren.



Rote Nudeln? Das Kunstwerk „Roter Baum“ von Mariella Mosler stand einst am Kunstmuseum in Stuttgart, jetzt ziert es eine Bundesstraßenüberdeckung ebenda.

Kunstwerke in Museen auszustellen, ist für Architekten eine besondere Herausforderung, gilt es doch die eigenschöpferische Leistung in den Dienst einer noch höheren Sache zu stellen, also nur den unauffälligen Rahmen zu bauen, in dem sich die Werke der Bild und Skulptur schaffenden Kollegen im besten Licht sonnen können. Bisweilen treten die Kreativen dabei in Konkurrenz, wir erinnern uns an Coop Himmelb(l)aus Groninger Museum oder das Grazer Kunsthaus von Peter Cook, die auch ohne Ausstellung schon Ausstellung sind. Wie es der konservative Kunstbesucher wünscht, hat Jean-Christoph Ammann, damals für das MoMa in Frankfurt verantwortlich, für alle Zeit gültig erläutert. Aber was ist eigentlich mit den Kunstschöpfungen, die draußen, im Freien aufgestellt werden?





Gibt es für die Kunstwerke im Außenraum auch Vorzugsbedingungen? Sollen sie mit der Umgebung in Kontakt treten, oder brauchen sie eher einen neutralen Hintergrund als Passepartout? Leicht haben sie es nicht, denn es gibt keine bevorzugte Blickrichtung, sie lassen sich von allen Seiten betrachten, bei jedem Wetter und jeder Beleuchtung. Bei einem in die Jahre gekommenen Bismarck-Denkmal oder dem erzenen Standbild eines strammen Generals braucht man kein Mitleid zu fordern. Aber was ist mit den abstrakten Gebilden der Neuzeit? Gegossenem, Geschmiedetem, Geschweißtem oder Gebeultem von Serra, Calder, Pfahler, Lechner, Hauser oder Stella? Im Lokalteil der Zeitung steht meist nur der Ankaufspreis, das Publikum darf sich seinen Teil denken, die Journalisten schieben ihm eine schnodderige Anspielung in seinen Volksmund.



Doch was passiert wirklich? Da steckt ein rostiger Stahlreifen im Gras, aber unsere ganze Aufmerksamkeit gehört einem direkt daneben aufgestellten Wegweiser, der mit seinem blauen Schild einen Spazierweg markiert. Ein Kästchen hält Tütchen für Zamperls Exkremte bereit. Zur anderen Seite leuchten die rotweißen Balken für den Autoverkehr. Auch Straßenlaternen, Verteilerkästen, Zäune und grüner Wildwuchs attackieren die Kunst, von Aufklebern und Graffitis ganz zu schweigen. Manchmal wird sie auch einfach praktisch in Dienst genommen und hilft als Kabelträger für den Wochenmarkt. Ehrlich, ich möchte nicht als Edelstahlplatte in der Fußgängerzone herumliegen.

Alexander Calders „Cringly avec disque rouge“ – eine Stahlskulptur aus dem Jahr 1973 in der Stuttgarter Einkaufsmeile (Bilder: Ursula Baus)

Weitere Kolumnen von Wolfgang Bachmann siehe <http://www.freio4-publizistik.de/seite.php?pg=91&fb=0>

Wolfgang Bachmann **Draußen (28) Offene Luft** <<http://freio4-publizistik.de>>

2/2

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (29) Marktforschung

Markthallen zeitigten als Bauaufgaben ganz wunderschöne Architektur – man denke nur an Victor Baltards Pariser Hallen – den „Bauch von Paris“ –, die für eine lausige Orgie der Postmoderne abgerissen wurden. Oder an Martin Elsässers Meisterwerk in Stuttgart ... Aber feiner ist es doch, wenn man frisches Obst und Gemüse und wer-weiß-was draußen an der frischen Luft auf dem Marktplatz einkaufen kann.



Märkte sind Umschlagplätze für Güter. Sie entstanden ehemals an Wegkreuzungen oder Brücken, manchmal waren sie der Anlass für Stadtgründungen. In der Betriebswirtschaft dagegen bezeichnet man mit dem Begriff die im Sinne eines Unternehmers beeinflussbare Balance zwischen Angebot und Nachfrage. Redakteure von Architekturzeitschriften mussten zum Beispiel lernen, dass es einen Leser- und einen Anzeigenmarkt gibt, dessen Kunden sie zu bedienen hätten. Während hier also das kulturelle Alleinstellungsmerkmal Architekturkritik für eine vage Umsatzerwartung aufgegeben wurde, kehrte der ursprüngliche Markt als folkloristische Leistung machtvoll zurück.

Rot ist eine feine Farbe:  
Erdbeeren neben Tomaten  
lachen die Kundschaft an.



Hatte in den 1960er Jahren der Wochenmarkt einen schweren Stand gegen den Supermarkt, der bis heute mit klinischem Frischeterror knackige Salate und knusprige Brezen just-in-time produziert, so ist inzwischen – nach Region und Jahreszeit sortiert – eine Wiederbelebung längst vergessener oder auch völlig unbekannter Märkte zu notieren. Als hätte der niedrige Adel, also die Wein-, Kartoffel- und Gurkenköniginnen, die Herrschaft übernommen, werden in vielen Städten kleine Bühnen aufgeschlagen, auf denen der Warentausch wie ein Krippenspiel inszeniert wird. Schon in der sprichwörtlichen Herrgottsfrühe sind die Händler mit ihren SUVs aufgebrochen, um gesunden Honig, Bauernbrot, Biorettich, Schafwollsocken, mundgegerbte Leder-gürtel und Selbstgetöpfertes auf die urbanen Umschlagplätze zu schaffen. Oft sind verbindliche Themen angesagt, dann werden nur bestimmte Materialien oder Waren einer Epoche in den aus Jutesäcken aufgeschlagenen Buden feilgeboten.

Auf dem Markt: Es wird getratscht und gesucht, aber kaum noch gehandelt. Doch statt seine Waren anzupreisen, spielt mancher Marktmann – das Pendant zum Marktweib – mit dem Handy. (Bilder: Ursula Baus)



Dann lässt der Städter sein Smartphone für einen Augenblick in der Gesäßtasche stecken und spricht zur Marketenderin: „Ei, holde Jungfer, geb’ sie mir doch ein halbes Pfund von dem herrlichen Schinken. Ich will es ihr gerne mit meinen hart verdienten Silbertalern lohnen.“ Hier sei allerdings zur Vorsicht geraten. Schnell ist der Bauer indigniert, wenn man sein trächtiges Weib mit den falschen Worten traktiert. Dann kann sich der kecke Bursch schnell eine Maulschelle fangen – was beim mittelalterlichen Gauklermarkt durchaus angemessen wäre.





**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (30) | Kraft(meier)räder

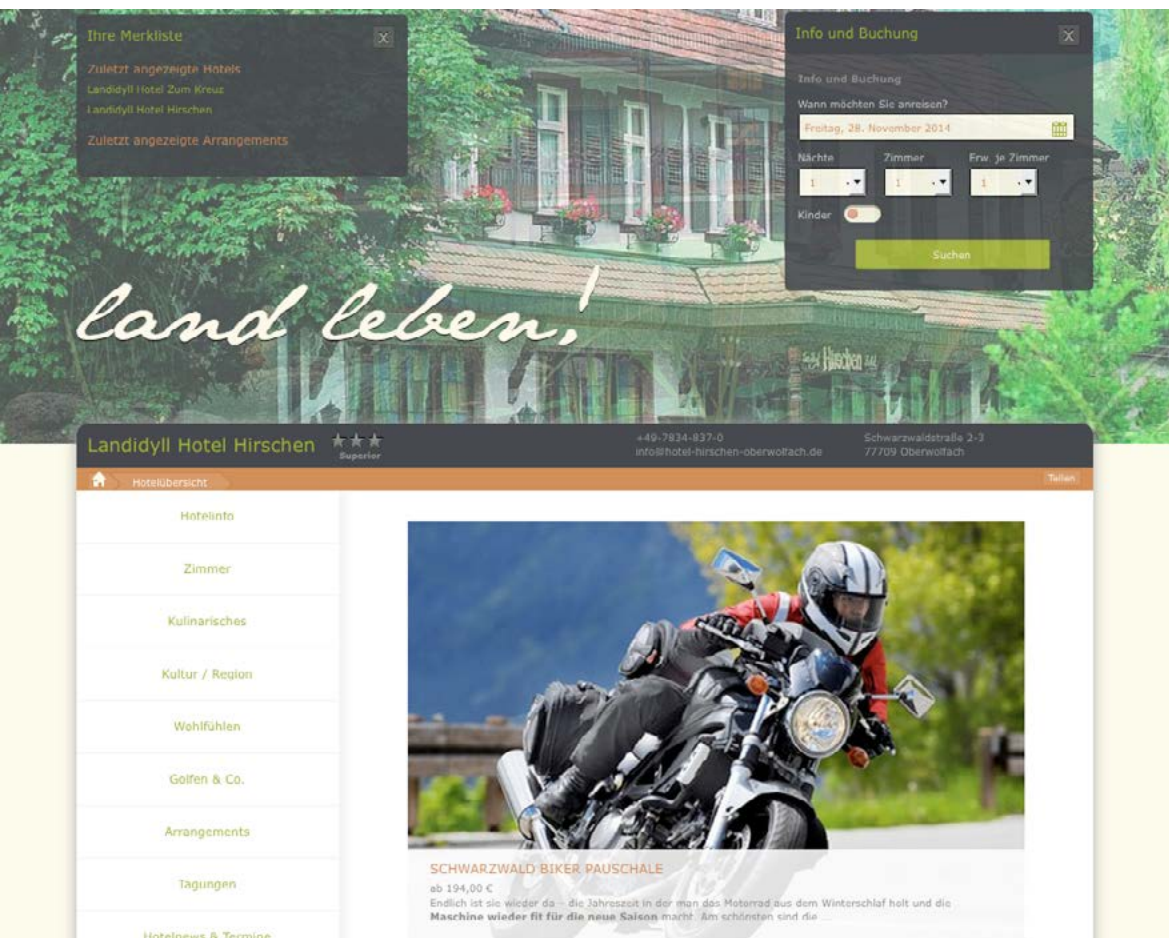
Ein einziges Motorrad, das durch ein ruhiges Tal gefahren wird, verdreht das Tal mit Abgasen und Lärm. Die Harley-Opas, unter deren Helmen graue Restlocken in den Fahrtwind gehängt werden, schätzen die hübsche Landschaft, aber begreifen nicht, dass sie die Lebensräume der Ruhe Suchenden zerstören.



Mobilität ist ein trügerisches Phänomen. Immer dann, wenn sie nicht der nützlichen Überbrückung von Entfernungen dient, sondern selbst lustvoll einen Sinn zu stiften scheint. Was man zum Beispiel Motorrädern nachsagt. Ich erinnere mich an ein deprimierendes Gespräch, das ich als Bub beim Friseur mitbekommen habe.

Der Haarschneider, der zwischendurch seinen Ölofen nachfüllte, bevor er sich wieder Topfrisuren und Kahlhieben widmete, unterhielt seinen Salon bereitwillig mit Auskünften zum Lauf der Welt. Diesmal war er sich mit den anwesenden Herren einig, dass man nach dem Krieg nicht mehr Motorrad fahren könne. Zu gefährlich, zu viele Autos. Nein, diese Zeit war endgültig vorbei. Früher, ja...

Idyllischer Dorfplatz?  
Ruhiges Bade-Städtchen?  
Von wegen: Wo solche  
Knatterapparate dreist  
abgestellt werden, droht  
nervtötender Lärmpegel.  
(Bild: Ursula Baus)



„land leben!“. Website eines Schwarzwald-Hotels, das alle meiden sollten, die auf dem Land frische Luft und Ruhe suchen.

Zunächst schien ihm die Entwicklung Recht zu geben. 1972 war der Tiefstand der Zulassungen erreicht. Nicht mal 200.000 Krafträder kurvten auf deutschen Straßen herum. Sie galten lediglich als billiger Autoersatz, eine Art einspurige Zwischenlösung. Heute sind bei uns über vier Millionen Motorräder unterwegs. Sie stehen den Autos an Leistung nicht nach. In der Lärmentwicklung schon gar nicht. Man nutzt sie aber nicht als ganzjahrestaugliche Gefährte, sondern als Zusatzvehikel für einen schnellen Ausritt. Bei Regen und Minusgraden wird das Fahren lästig, auch Bierkästen und Planrollen verstaut man besser im SUV. Und falls man einen Anzug-Termin wahrnehmen muss, schält man sich auch nur ungern aus der Ledermontur. Motorradfahren wird gerne in der Gruppe ausgeübt, es hat etwas von taktischer Kameradschaft, als wollte man sich der Pannenhilfe versichern oder wenigstens beim Zwischenstopp über die Kettenschmierung fachsimpeln können. An schönen Wochenenden schwirren ganze Horden über die Autobahnen und drängeln sich zwischen die lahmen Autos. Beliebte Strecken sind kurvenreiche Bergstraßen. Sitzt man hier in einem Gartenlokal, wird man unablässig von den brüllenden Motoren der Asphaltcowboys erschreckt. Man hört ihre Maschinen bis in die Nachbartäler, wroahhhmm. Die Fahrer haben kein Ziel, wenn sie irgendwo ankommen, lupfen sie nur kurz ihren Helm, pinkeln steifbeinig in die Büsche und steigen wieder auf ihre Boliden. Es sind keine Rocker. Sie kamen mit ihren Frauen, die das Gepäck mit dem Auto ins Hotel transportiert haben. Tagsüber sitzen die Gattinnen am Pool, ihre Kerle stecken schon beim Frühstück in ihren Kombis und touren danach mit ihren Maschinen. Draußen, an der frischen Luft.





Auch draußen werden Raucher in die Schmutzdecke verbannt.

[www.freio4-publizistik.de](http://www.freio4-publizistik.de), # 25/2015

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (31) | Verraucht

**Wer hätte in den Nachkriegsjahren gedacht, dass kurz nach der Jahrtausendwende ein weitgehendes Rauchverbot am Arbeitsplatz und in öffentlichen Einrichtungen, in Wirtshäusern und Zügen gelten würde und jeden lässigen, in Rauchschwaden schwelgenden Auftritt vereitelt?**

Ich bin ein Kettenraucherkind. Es ist ein Wunder, dass ich ohne auffallende Missbildungen auf die Welt gekommen bin. Mein Vater hat geraucht wie ein Schlot. Schon vor dem Frühstück, wenn er sich den Rasierschaum von den Backen schabte, glimmte eine Zigarette in der Seifenschale, bei größeren Mahlzeiten diente sie als Zwischengericht. Es würde nicht wundern, wenn heraus käme, dass sich er sich den Wecker gestellt hat, damit er nachts nicht seinen notwendigen Nikotinpegel unterschreitet. Das Haus meiner Eltern war deshalb von Zigarettenrauch imprägniert, Gardinen, Polster, Teppiche – alles hatte jahrzehntelang eine atemberaubende Behandlung erfahren. Aber niemand hat sich jemals daran gestört. Rauchen galt nach dem Krieg als eindeutiges (Über-)Lebenszeichen. Ich rauche, also bin ich noch. Kein Foto aus der Wirtschaftswunderzeit, auf dem Politiker, Industrielle oder Schauspieler ohne Zigarette zu sehen waren.





Auch beim Pizza-Service ist das Rauchen drinnen geächtet.  
(Bilder: Ursula Baus)

Das ist vorbei. Rauchen ist heute nur noch eine Beschäftigung für draußen. Wenn man in exotischen Gegenden, zum Beispiel in Österreich, versehentlich in ein Beisl gerät, in dem mit Zigaretten gekokelt wird, befällt einen Atemnot. Der beißende Qualm ist das Letzte, was man beim Essen ertragen möchte. Wie hat man das früher nur ausgehalten?

Auf Bahnsteigen sieht man inzwischen in einem gelb markierten Geviert Raucher an ihren Zigaretten saugen. Sie sind ausgestellt, als hätten sie ansteckende Krankheiten oder würden Sündenstrafen verbüßen. Am liebsten möchte man ihnen einen gesunden Bissen Brot hinwerfen. In deutschen Lokalen fliehen die Süchtigen regelmäßig nach draußen. Im Winter stehen sie dann hippelnd neben dem Eingang oder bei den Abfalltonnen hinter der Küche. Das irritiert neu ankommende Gäste, weil die scheinbar freien Plätze gar nicht abgeräumt sind. Früher gingen Frauen gemeinsam aufs Klo, inzwischen ziehen Raucher solidarisch vor die Tür, um mit einer Zigarette den kurzen Etappensieg der Abhängigen zu feiern. Manche Gaststätten haben für sie Behelfsarchitekturen errichtet – Vordächer, Schirmkonstruktionen, Fragmente von Gewächshäusern – oder wenigstens ein paar Polstersitze mit Decken ausgebreitet, damit das Rauchen im Freien nicht zum doppelten Gesundheitsrisiko wird. Auch Unternehmen suchen nach Lösungen, damit die Kunden am Werkstor nicht von den mit Zigaretten pausierenden Mitarbeitern empfangen werden. Wohin nur mit den Rauchern? Gegen Migranten tauschen, einen weiteren Emissionshandel eröffnen? Was sagt der Papst? Gibt es noch keine Raucherpartei? Mei, wenn das mein Vater hätte erleben müssen!



www.freio4-publizistik.de, # 2572015

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (32) | Es wird eng

**Tja, die Mode! Figurnahe Jacken, taillierte Hemden, Leggings und Jeggins für den Mann – wenn die Modemacher doch bloß dran dächten, dass lediglich ein Bruchteil der Menschheit ihrem – der Modeschöpfer – Idealmaß entspricht. Freunde schicklichen Outfits leiden, wenn sie draußen ästhetischer Fehleinschätzungen ihrer Mitmenschen gewahr werden müssen.**

Ob sich Ludwig Wittgenstein auch mit dem Gegensatzpaar drinnen – draußen befasst hat, können wir im Augenblick gar nicht sagen. Wenn wir einmal das Begriffsumfeld der Freiraumplaner verlassen, bezeichnet „draußen“ alles und alle, die nicht mehr dabei sind: Wenn man bei einem Wettbewerb im ersten Rundgang ausscheidet, beim Pokern nicht mehr setzt, aus einer Gesellschaft austritt, seinen Job verliert oder etwas nicht mehr versteht. Dann ist man draußen. Auffassungen und Moden können ja so was von „out“ sein. Dabei wird das Wort meist apriorisch verwendet. Das heißt, anstelle einer Diskussion unterstellt man Zustimmung von vornherein. Zum Beispiel heißt es gerne, die 68er und alles, was damit zu tun hat, sei out. Also weg, irrelevant: eben draußen.

Sommerhitze 2015: Kleid? Unterwäsche? Hitzefrei!



Enger Armausschnitt und  
Abnäher, wo etwas Weite  
den Körpermaßen eher  
entspräche...  
(Bilder: Ursula Baus)

Komischerweise drängt sich mir der Begriff jedes Mal auf, wenn ich die aktuelle Herrenkonfektion sehe. In den Schaufenstern, den täglich der Zeitung mitgegebenen Prospekten, auf der Straße. Was gerade „in“ ist, sieht nämlich nach „draußen“ aus. Ich meine diese engen Anzüge, Hosen und Saccos, die immer aussehen, als seien sie zu heiß gewaschen worden oder ihre in die Jahre gekommenen Träger hätten darin bereits ihre Konfirmation gefeiert. Die Beinkleider sind zu kurz, kleben ringlig an den Waden, die Schuhe kriegen dadurch eine Größe, als hätten sie eine Wasserski-Zulassung für den Bodensee.

Auf Socken verzichtet man gerne, das erinnert an die dürre Kluft der Spätheimkehrer. Die Hose kneift im Schritt, der Kittel spannt, aussichtslos, den einen Knopf zu schließen. Immerhin wirken damit auch zerbrechliche Figuren wie Rambos, die vor Kraft nicht laufen können. Aus den geschrumpften Ärmelröhren, die unter den Achseln einschneiden, schauen am Handgelenk obligatorisch eine fette Uhr und ein Plastikbändchen heraus. Dazu trägt man eine schmale Halbstarkenkrawatte wie in den fünfziger Jahren, besser ein T-Shirt, wodurch Revers und Kragen nach einem Tag unwiderruflich verschwitzt sind. Aber häufiges Waschen hilft, dadurch läuft die Kledasche weiter ein und kriegt den authentischen Draußen-Look. Ja, Männer, die mit der Mode gehen, tragen jetzt verwachsene Buben-Anzüge, aus denen sie mehr nach draußen ragen als drin stecken. Schade, dass Wittgenstein das nicht mehr erleben kann.



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (33) | Lustgärten

Über tausend Gartenbücher und über tausend Landschaftsarchitekten, kaum zählbare Gärtner und Hobbygärtner – es ist absurdes Theater mit Spuren dieser Ratgeber und „Täter“, denen wir draußen begegnen.



Landschaftsarchitekten sind keine Gartenplaner. Mit Grün haben sie wenig am Hut, um es einmal salopp zu sagen. Sie entwickeln urbane Quartiere. Einer ihrer Lieblingsbegriffe heißt „Raumkante“. Aber das täuscht. Für alles, was mehr als kniehoch aus dem Pflaster ragt, brauchen sie den Kollegen vom Hochbau. Ihre Domäne ist 2D.



Sie verteilen Beton, Cortenstahl und blauen Glassplit in der Fläche. Damit lässt sich schon viel anfangen. Für das Kraut ist offenbar der Laie zuständig, für ihn gibt es zahllose Gartenbücher, Bestseller schlechthin. Keine Kategorie wird ausgelassen, dennoch vermehren sich die Bücher wie Knöterich und Fette Henne. Man kann sich informieren über kleine und große, sonnige und schattige Gärten, Heide-, Stein- und Wassergärten, Bauerngärten und Stadtgärten, über Gärten am Hang, in Baulücken und auf Flachdächern, natürlich Blumen- und Nutzgärten, Vorgärten und Hobbygärten, über immer blühende und pflegeleichte Gärten, Naturgärten, Biogärten, Kräutergärten, Obstgärten, traditionelle und moderne Gärten, duftende Gärten, blühende Gärten, Gärten für Anfänger und Fortgeschrittene, Gärten nach Feng-Shui und Hildegard von Bingen, Gärten für Frauen, Kinder, Schwule, Omas, Alleinerziehende, Veganer, Allergiker, Hundehalter, Gärten für die Seele und für den Arsch. Dazu Hinweise für Detaillösungen, für Hochbeete, Mäuerchen, Teiche, Zäune, Spaliere, alles über Traumgärten, Refugien, Paradiese.

Auf dieser Seite: Die „Vorgärten“ von zwei nagelneuen Villen in der Gänseheide-Gegend in Stuttgart – der einst grünsten Wohngegend der Stadt. Dergleichen muss natürlich auch genehmigt werden. Dass Stuttgart ein stadtklimatisches Problem hat? Interessiert hier niemanden. (Bilder: Ursula Baus)





Nur: Wo gibt es diese Gärten? 1282 Publikationen bietet Amazon zum Thema Hausgarten. Vermutlich handelt es sich um Geschenkbücher, um Mitbringsel, die man vorzugsweise weiterverschenkt. Denn wenn man durch einen beliebigen Vorort spaziert und über die abgesäbelten Hecken an den eingefriedeten Parzellen schielt, entdeckt man überall das gleiche Elend: dürren Rasen oder gleich pflegeleichten Splitt auf einer wurzelfesten Folie, verwachsenes Gebüsch und Gesträuch, eine Kinderrutsche oder ein Trampolin. Von Gartenkultur ist das alles weit entfernt. Aber Eigenheime werden ja auch vorzugsweise ohne Architekt gebaut, da wird man sich doch nicht für den Vorgarten fachlichen Rat holen! Und was sagen die Landschaftsarchitekten dazu? Sie sitzen an der Raumkante eines Biergartens und lachen sich einen Ast, um es einmal salopp zu sagen.



Da grünt nichts mehr.  
„Gartendesign“ des  
21. Jahrhunderts?  
(Bild: Wilfried Dechau)



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (34) | In der Wagenburg

Urlaubszeit in Deutschland. Auf den Autobahnen dominieren nicht allein die Lastwagen, jetzt rücken auch wieder die Urlauber in ihren Wohnmobilen aus und fahren kreuz und quer durch die Lande, um ein winziges Fleckchen Erde für ihr Urlaubszuhause auf Rädern zu finden.



Das Wohnmobil ist die Segelyacht des Kleinen Mannes. Er braucht dazu nur einen Führerschein Klasse B, muss sich weder mit Wind und Wellen auskennen, noch Knoten und Regattataktik beherrschen. Er lädt die Karre einfach voll und fährt los. Wenn uns diese Gespanne auf der Autobahn begegnen und nicht gerade eine holländische Nummer haben, schert uns das nicht weiter. Aber sie kommen ja immer irgendwo an. Sofern sie VW-Bully-Größe überschreiten, dürfen sie nicht mehr am Straßenrand parken, sondern müssen sich auf eigens eingerichteten Stellplätzen einfinden.

Klein genug, um am Straßenrand abgestellt werden zu dürfen?  
In professionell betriebenen Wohnwagengebieten sieht es anders aus, da stehen ... (nächste Seite)



... Wohnwagen in Reih' und Glied auf klar definiertem „Wohngrund“.  
Was hier schon wieder wie in der richtigen Immobilienbranche zählt: die Lage, die Lage, die Lage.  
(Bild: Ostsee-Camping)

Die sind mitunter gärtnerisch getarnt oder nach dem Reihenhausschema gestaffelt, damit jeder im gleichen Abstand Strom und Wasser zapfen und seinen Briefkasten beobachten kann. Es gibt sie aber auch als wildromantische Dschungel-Camps zwischen Bauhof und Gewerbegebiet.

Sobald so ein Vehikel eingetroffen ist, wird es auf stabilen Keilen in der Horizontalen austariert. Das ist gut für die Batterie, ermöglicht kreisrunde Spiegeleier, und Menschen mit hohem Blutdruck kriegen nachts keine Panikattacken. Vati wird sodann die Windschutzscheibe mit einer gesteppten Alufolie blickdicht isolieren, danach die Satellitenantenne ausrichten und in seinem gepolsterten Armlehmstuhl neben dem Fahrzeug Platz nehmen, um die Programme einzustellen. Mutti ist längst in ihrer Gelsenkirchener Küche verschwunden, um ein schmackhaftes Abendessen zuzubereiten. Dies ist das Schöne an Wohnmobilen: Die gewohnte Rollenteilung wird nicht in Frage gestellt. Da man das für die Hotelübernachtung eingesparte Geld nicht leichtsinnig den Gastronomen und Einzelhändlern hinterherwerfen möchte, haben Wohnmobilurlauber immer alles vom heimischen Aldi dabei. Außerdem müsste man bis zur nächsten Kneipe zu Fuß gehen, das kann nicht Sinn der Sache sein, wo man doch den ganzen Tag die schönsten Landschaften hat vorüberziehen sehen.

Viel netter ist es, mit dem Eigner des Nachbarmobils ein paar Bierchen zu tauschen und sich zusammen vorm Fernseher über Hannover 96 aufzuregen. Warum Mutti das Essen nicht rausbringt? Sie schaut schon seit Minuten unbeweglich mit versteinertem Gesicht hinter der zugezogenen Seitentür aus dem Fenster. Ach, dann hat sie sich die Chemie-Toilette geholt und vor den fast fertigen Frikadellen aufgestellt. Das ist eben das Praktische bei Wohnmobilen: Man hat auf kleinstem Raum immer alles dabei. Kann sie gleich mal zwei neue Bierchen rausreichen!



www.freio4-publizistik.de, #33/2015

**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (35) | Außerirdische

Radfahren hat Konjunktur. Und sofort bietet die Textilindustrie alles an, was Kopf, Gesäß und Waden schützt oder ziert und Füße pedaltauglich formt. Dabei kommen Outfits heraus, in denen Radler ein besonders merkwürdiges Bild abgeben, wenn sie *nicht* radeln, sondern laufen ...

Oben: Von welchem Planeten kommt der?  
(Foto: roadbike)  
Darunter: An irdischen, heißen Tagen sieht der Radler nicht mehr ganz so schneidig aus ...  
(Bild: Wolfgang Bachmann)



Wir sind froh, dass es mittlerweile funktionale Kleidung gibt, active wear, sweatshirts, tops und tights, also Klamotten, in denen wir draußen artgerecht unsere bewegte Freizeit verbringen können. Kein Mensch möchte mehr mit Knickerbockern und Baskenmütze auf die Alp Spitze steigen. Aber bisweilen geht die Fürsorge der Bekleidungsindustrie in die falsche Richtung. Denken Sie nur an Biker, vulgo Radler. Zunächst hatte man ihnen schwarze, enganliegende Shorts, wie sie Mutti unten in ihrer Wäschekommode versteckt, vorgeschrieben.





Windschlüpfrige Kleidung kann nicht darüber hinweg täuschen, dass sich auch bei „Aktiven“ kurz vor dem Bierhahn im Holzhaus Erschöpfung einstellt. (Bild: Wolfgang Bachmann)

Diese elastischen Hosen sind mit einem Windelpaket-artigen Schrittpolster versehen, damit man weicher auf dem Sattel sitzt. Das ist etwa so, als würde man Taschentücher abschaffen und sich stattdessen die Nase tamponieren. Völlig ungelöst bleibt dabei, wie Männer ihr Gemächte in diesen Schläuchen verstauen sollen. Es sieht endlos peinlich aus, wenn sie sich für eine Rast von ihren Rädern schwingen, in ein Lokal begeben und in diesen glänzenden Plastikhäuten ihr Geschlechtsteil vor sich hertragen, als hätten sie es in der Lotterie gewonnen. Links, rechts, gerade, krumm, oben, unten... Man kann es förmlich riechen. Die Kerle sind auch nicht zu überhören, weil sie mit ihren Klack-Schuhen o-beinig wie geschlagene Landsknechte einmarschieren.

Bei Frauen lasse ich mildernde Umstände gelten. Allerdings kaschieren diese Trikotas keine in die Breite geratenen Figuren, so dass man sagen muss, am besten sieht es aus, wenn sie gar nicht erst absteigen, sondern ganz schnell weiterfahren. Aber damit ist das Elend noch nicht vollständig beschrieben. Es gibt ja auch noch die Leibchen, die kurios gemustert die Buxen ergänzen. Eine Steigerung sind Trägerhosen oder eine Kombination mit langen Röhren, sogenannten Leggings, die ganz deutlich an Kindergartenkleidung erinnern. Bleibt als Krönung: der Radhelm! Klar, ich möchte auch nicht mit ungeschütztem Schädel auf den Bordstein knallen. Doch diese marmorierten, geschlitzten Hightech-Kübel, mit denen sich Erwachsene auf die Straße wagen, spotten jeder Beschreibung. Vor allem, wenn sie aus Bequemlichkeit nicht abgenommen werden. Fünf rotgesichtige, dicke Männer in der Eisdiele mit verschwitzter Biker-Kledasche und Radhelm! Es könnten Außerirdische sein.

Wolfgang Bachmann

## Draußen (36) | Am Gleis

Schon in der Kw 5/2015 spielten die Orte links und rechts der Bahngleise eine Rolle, siehe > [hier](#). Nun geht es aber um jene Stellen am Gleis, an denen Bahngäste ein- und umsteigen, aber meistens: warten. Also um die Bahnsteige. Was man da alles hört und sieht!



Es hilft nichts, wir müssen wieder einmal über die Deutsche Bahn sprechen. Wir fragen uns nämlich mittlerweile, wie viel Zeit, ja, Lebensqualität wir durch verspätete Züge verloren haben. Eine pünktliche Verbindung ist inzwischen so selten wie ein Sechser im Lotto. Vermutlich wird man eher von einem Meteorit erschlagen als dass man fahrplanmäßig von Fallingbommel nach Erkenschwick kommt. Legendär sind die programmierten Ansagen, die die Verspätungen erläutern. Solche systematischen Verschleierungen kennt man sonst nur aus Militärdiktaturen. Baustellen sind eine beliebte Floskel. Klingt doch beruhigend: Die tun was, damit es künftig flotter läuft. Aber es kann sich nur um das Gegenteil handeln, nämlich um Rückbauten vulgo Abrisse, also Streckenstilllegungen. Man kann doch nicht jahrzehntelang bauen, ohne dass ein paar Kilometer Schienen dazukommen. Dann Signalstörung, eine andere einleuchtende Botschaft. Man kennt das vom eigenen Computer, Elektronik lässt sich nicht beherrschen. Schließlich dient es nur unserer Sicherheit, wenn sich etwas abschaltet, also nicht funktioniert.

++ Delay approx. 15 min. ++

Lieber gleich in die Schweiz, wo die Züge pünktlich fahren?  
(Bild: Wilfried Dechau)

Auch hohes Verkehrsaufkommen wird gerne angeführt. Aber wie geht das, bitte? Sind massenhaft holländische Wohnwagen auf den Bahnübergängen liegen geblieben? Oder ist gemeint, die Bahn versucht nach dem falsch verstandenen Prinzip Viel-hilft-viel, Pünktlichkeit durch die Indienststellung weiterer Züge zu erreichen, so dass kein Platz mehr zum Fahren bleibt, weil sich die Waggons nahtlos aneinanderreihen? Doch es muss Privilegien geben. Kürzlich wurde uns ein Stillstand mit einem überholenden Zug begründet. Da saß sicher ein hohes Tier drin, dass unser regulärer Fahrplan nichts mehr wert war. Wir folgten dafür einem vorausfahrenden lahmen Güterzug, sicher ist sicher.

Zu den dramatischen Bahn-Standard-Erklärungen gehört der Notarzteinsatz. Das kommt jetzt immer häufiger vor. Nicht auszuschließen, dass Menschen mit Bluthochdruck eine Herzattacke bekommen, weil ein gnadenlos verspäteter Zug ihre Dienstpläne durcheinanderwirft. Oder es handelt sich um hypochondrische Kassenpatienten, die sich einmal die persönliche Aufmerksamkeit eines Arztes wünschen. Also, rasch den Schaffner angehustet und nach einem Weißkittel verlangt. Sicher filmt das jemand, wenn man auf der Bahre über den Perron bugsiert wird, und am nächsten Tag kann man die Privatvisite im Internet sehen.



Klassiker, auch im Sortiment der Modelleisenbahn-Fans: Küsschen an der Bahnsteigkante.  
(Bild: Hersteller)

Niedlich war es dafür eben in Basel. Ein Pärchen küsst sich inniglich auf dem Bahnsteig, es sieht nach Verabschiedung aus. Man weiß ja nie, wann die Bahn die Liebste zurückerstattet. Die jungen Leute lassen sich Zeit, der Hinweis, einzusteigen, bevor die Türen sich automatisch schließen, kümmert sie nicht. Da tritt der Kondukteur mit der roten Schirmmütze hinter sie, räuspert sich und erinnert an die pünktlich geplante Abfahrt. Der Kavalier gehorcht, hievt sein Schätzchen über die Stufen, die Tür fährt zu, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ja, die Schweizer Bahn, immer nah am Menschen.



**Wolfgang Bachmann**

## Draußen (37) | Regelrecht

**September, Zeit der Weinfeste! Riesling, Scheurebe, Dornfelder & Co hinterlassen im Blutbild allerdings ihre Spuren, die auf zeitweise Schwächen im Gehirn weisen. Raus aus der Kneipe und draußen hinter Steuer? Im Folgenden wird die „pfälzische Spielart“ der Fahrstrategie erläutert.**



In der Theresienstraße des lieblich gelegenen Rhodt unter Rietburg an der Weinstraße reiht sich Weinstube an Weinstube, Weingut an Weingut – und hier und da stehen noch Autos. Spätsommer und goldener Oktober: Die Erntedank- und Weinfeste werden gefeiert. Wie kommt der Weinfreund hin – und rätselhafter: wie zurück nachhause?

Unsere Kolumnen wären nicht vollständig ohne den Hinweis auf ein fatales „Draußen“, nämlich den Weg von der Kneipe nach Hause. Vor allem wenn dazu ein Kraftfahrzeug bewegt werden muss. Dies war früher anders, wie mir der Gastwirt meines Vertrauens versicherte, da konnte man immer mit drei, vier Promille Auto fahren. Das ginge heute gar nicht mehr, seufzte er. So ein halbes Promille..., ein Elend. Lassen wir ihm seine einseitige berufliche Perspektive. Erörtern wir lieber: Wie sollen wir uns verhalten, wenn wir tatsächlich auf dem Rückzug von einem, sagen wir Arbeitsessen in eine Polizeikontrolle geraten? Ich will Ihnen die pfälzische Spielart erläutern.

Sagen Sie nie, Sie hätten nichts getrunken. Das wirkt hier unglaublich, da fühlen sich die Beamten nicht ernst genommen. Aber auch das Gegenteil ist verkehrt, also hemdsärmelig auf dicke Hose machen und sagen: Klaro, Männer. Wenn ich mir nicht fünf Bierchen eingefüllt habe, finde ich bei meinem Porsche das Zündschloss so schlecht. Das geht nicht, da wird die Polizei zu Recht sauer. Richtig ist vielmehr, sie mit einzubeziehen. Man muss zusammen eine Lösung finden und den Freunden und Helfern Gelegenheit geben, ihren Ermessenspielraum kreativ auszufüllen.

In der Pfalz ist es deshalb vorteilhaft, sich als Weinkenner zu positionieren. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Eltern der jungen Streifenbeamten ein Weingut haben, also kennen sie den leidigen inneren Zwist, in den man als verantwortungsbewusster Trinker unweigerlich gerät. Also erzählen Sie, Sie hätten zum Essen eine große Rieslingschorle getrunken. Das ist ein halber Liter, wobei man wissen muss, dass in der Pfalz nur ein kleiner Schuss Selters in den randvollen Schoppen gespritzt wird. Aber das ist nicht von Belang, mit Schorle kann jeder Autofahren.

Hmm, werden die Beamten sagen, um Ihnen Gelegenheit zu geben, die richtigen Worte zu finden. Und dann, fahren Sie fort, habe ich zum Abschluss noch ein oder zwei Achtel vom Mosbacher probiert, Forster Ungeheuer, Spätlese, Großes Gewächs, ein unglaublicher Wein! Ich hab' mir gleich eine Kiste in den Kofferraum stellen lassen... Das würde man in Berlin sofort als Andeutung einer Bestechung verstehen, nicht so in der Pfalz.

Hier erkennt man Sie als Weinliebhaber, als jemanden, der die Region und ihre Produkte zu schätzen weiß und zum Umsatz beiträgt. Vom Mosbacher, wird der junge Beamte ehrfürchtig wiederholen und einsehen, dass Sie damit alles Weitere vertrauensvoll in seine Hand gelegt haben. Erwarten sie jedoch keinen fachlichen Disput, die Herren sind Ordnungshüter und keine Sommeliers. Sie werden ihre Sache trotzdem gut machen und für einen würdigen Abschluss der Geschichte sorgen.

Haben Sie weit nach Hause? wird einer das Angebot eröffnen. Nein, ich wohne praktisch hier, antworten Sie, ich wollte gerade einparken. Gut, wird der Pfälzer Sheriff vorschlagen, fahren Sie rechts ran, schließen Sie Ihren Wagen ab und geben Sie mir den Schlüssel. Morgen früh können Sie ihn auf der Wache abholen. Die Sache ist dann erledigt.

So geht das hier bei uns. Ob Sie das in Bayern auch mit einer Maß Bier hinkriegen, wage ich zu bezweifeln. Da wären Sie eher drinnen – bei der Blutprobe.



Auch ein empfehlenswerter Heimweg: Links und rechts die reifen Reben, gerade die Laufspur – da kann bis zum Horizont nichts schief gehen. (Bilder: Ursula Baus)